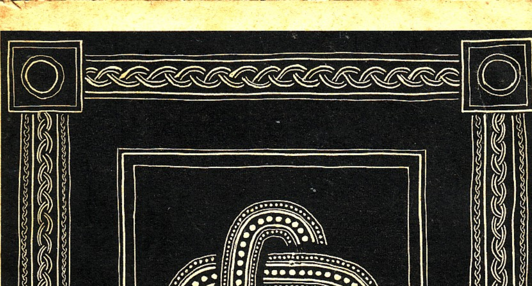


(G)emeinschaft zur (V)erbreitung (N)ationaler (B)ilddokumente und (S)chriften

veroeffendlicht:





SS LEITHEFT

8. JAHRGANG · HEFT 3 · 1942







INHALT

Als Motiv dieses Heftes haben wir auch für das Titelblatt die Treue gewählt. Sie wird versinnlicht durch die alte germanische Bandverschlingung. Künstlerische Gestaltung: Hans Klöcker

Verantwortlicher Herausgeber: Der Reichsführer SS, SS-Hauptamt Berlin W 35, Lützowstraße 48/49. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Der Einzelpreis des Heftes beträgt 40 Reichspfennig. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung beim SS-Druckschriftenversand, Berlin SW 68, Wilhelmstraße 122. Postscheckkonto: Berlin 6783. Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstraße 46, Girokasse 9, Girokonto: 1157

Die Erhebungen des Gemütes sind es, die vieles tragen helfen, was sonst den Menschen zusammenbrechen ließe. Wer aber müde wird, möge sich fragen, ob er denn überhaupt ein Verlangen nach diesen tieferen Regungen des Gemütes gespürt hat, und er wird dann vielleicht nicht selten sich selbst und seiner Schwachheit die Schuld zuschreiben müssen, wenn er unfähig war, sich dort jene Kraft zu suchen, die andere Menschen leichter Herr werden läßt über die Unbillen, ja auch manchmal Ungerechtigkeiten eines Menschenlebens. Er mag sich auch fragen, ob er selbst nach Lebenskameraden gesucht hat, die ihm in seinen schweren Stunden zur Seite stehen, oder ob er nur als griesgrämiger Vereinzelter, auf sich allein gestellt, das Dasein zu meistern versucht, es vielleicht verflucht hat. Es wird sich jeder diese Frage beantworten können, ob er wirklich sich bemühte, jene Einheit der inneren Kraft zu begreifen, die heute den deutschen Soldaten und den deutschen Sänger als verschiedene Erscheinungsformen der gleichen deutschen Volksseele zusammenfügt. Er wird dann verstehen, daß Instinkt und Tat und Instinkt und Schau im Grunde das gleiche sind, und daß Gestalt im Werk, Gestalt im Gemüt zusammen die Gestalt des Lebens bedingen. Diesem immer erneut sich im Kampf bewährenden Leben dienen wir alle, und diesen Dienst siegreich durchzuführen in der Verteidigung hoher Werte, ist die höchste Pflicht unseres Daseins.

ALFRED ROSENBERG



TREU UND UNVERZAGT / PLASTIK VON KURT ZIMMERMANN

TREUE

Der gegenwärtige Krieg liefert täglich Beweise kühnen Wagemuts und einzigartigen Heldentums. Ungezählt aber ist das scheinbar kleine und namenlose Heldentum der deutschen Soldaten. Es ist die stille, zähe Bewährung der Treue und der Zuverlässigkeit. Die Treue der Gesinnung ist es gewesen, die einzelne Einheiten unseres Heeres und unserer Waffen-ϟϟ drei Monate lang trotz Einschließung und Abschnürung von normaler Zufuhr standhalten ließ und der Ostfront die Festigkeit und Härte verlieh, die bei dieser Kälte und diesem Massenansturm des Feindes allein eine Katastrophe verhinderte. Was das heißt, weiß nur der, der die Formen kennt, unter denen der Krieg im Osten sich abspielt. Wenn der Gegner versucht, unsere Strategie nachzuahmen, so erleidet er jedesmal Schiffbruch. Generalfeldmarschall Rommel hat es ausgesprochen: „Einkreisungsschlachten, wie sie im gegenwärtigen Kriege geschlagen werden, kann man nur mit deutschen Soldaten schlagen."

Was sich hier bewährt hat, gilt für alle Zukunft. Treue ist die deutsche Tugend. Treue ohne Inhalt gibt es nicht. Sie hat nichts zu tun mit Sturheit; die mögen die Gegner besitzen. Sie deckt sich auch nicht mit Hartnäckigkeit oder Zuverlässigkeit allein, obwohl das ihre notwendigen Begleiter sind. Treue, Glaube und Ehre sind wie drei Schalen um einen kostbaren Kern. Der Kern aber ist die Seele unseres Volkes, jenes einzigartige innere Reich, aus dem die künstlerisch formende, musizierende, die Welt mit immer neuen Gestaltungen von Traumgesichten überraschende Kraft emporsteigt, die unser kostbarster Besitz ist. Das Wissen um diesen Reichtum ist in dem einen weniger, in dem anderen klarer vorhanden. Es gibt keinen deutschen Menschen ohne Ideal. Treue ist nichts anderes als ein Sichbekennen zu dem eigenen Inneren, zur eigenen Berufung, zur eigenen Aufgabe. Im Grunde genommen sind Handlungen der Treue, die in Stunden höchster Not aus innerer Verpflichtung entspringen, *religiöse Akte.* Davon wissen die Menschen zu erzählen, die jene Augenblicke kennen — sie sind nicht häufig im Leben —, in denen man der inneren Berufung gewissermaßen auf die Spur kommt, die Verpflichtung einen überkommt. Das gilt für politische Kämpfer genau so wie für Denker, Künstler und Erfinder. Das haben auch die ϟϟ-Kameraden erlebt, die auf scheinbar verlorenem Posten in Eis und Schnee in Treue zum Führer und zur Heimat ausgeharrt haben.

Seine Aufgabe wie einen Befehl des Himmels erkennen, heißt für den deutschen Menschen treu sein. Treue ist immer etwas Gottgebundenes. Daran zweifelt nur der oberflächliche Skeptiker. Die Treue zur Heimat, die Treue zur Bewegung, die Treue zum Führer wurzeln letzten Endes in der Kraft der inneren Vorstellung. Wer innerlich arm ist, kann auch nicht wahrhaft treu sein. Treue ist die wortlose Sprache inneren Reichtums.

Treue erweist sich durch die Tat. In Zeiten der Not und des Unglücks hat sich das deutsche Volk immer am treuesten erwiesen, und zwar der kämp-

fende Teil dieses Volkes, also der Teil, der diese Not litt und am schwersten daran trug. Das waren die Soldaten in den Schützengräben des letzten Weltkrieges. Das waren die ersten Mitkämpfer des Führers. In diesem Krieg trägt die Front wiederum die Hauptlast; aber auch die Heimat gibt täglich Beweise der tiefsten Treue in Entbehrung und Entsagung.

Zur Treue gehört Beständigkeit. Es wäre widersinnig zu denken, ich wechsle meine Heimat, oder ich wechsle mein Volk. Unser Leben wird einmal sinnvoll gewesen sein, wenn wir uns treu geblieben sind. Es gehört auch alles zusammen. Treue ist in Wahrheit nicht teilbar. Dem Führer treu bleiben, der Heimat treu bleiben, der Frau und den Kindern treu bleiben, das ist e i n e Treue.

Die SS ist ein Orden der Treue. Treue zum Führer, Treue zu den Kameraden, Treue zur Heimat und zur Familie sind Feuer, aus denen wir brennen. Wir kennen unser Volk. Wir wissen aus seiner unheilvollen Geschichte, daß seine Gutgläubigkeit und Harmlosigkeit von Verführern schwer mißbraucht worden ist. Die SS soll den Schutzwall bilden um unser heiligstes Kleinod, um den inneren Reichtum des deutschen Volkes. Ein tiefer Glaube an die göttliche Berufung unseres Volkes und seines Führers erfüllt uns. Er macht uns reich. Er macht uns hart und unerbittlich. Er gibt uns die Kraft der Treue in den Stunden äußerer und innerer Belastung. *Gd.*

Die Treue ist das höchste Gut der deutschen Seele und ihre Vollendung. Es ist nicht jeder berufen, Großes zu schaffen für sein Vaterland. Aber das ewige Schicksal mißt uns nicht nach dem Umfang unserer Taten, sondern nach der Gesinnung, aus der sie entstanden, und nach dem Willen, den wir aufwandten, um unsere Pflicht zu erfüllen. Das heißt aber nichts anderes, als daß der Maßstab unseres Lebens in der Treue liegt, mit der wir an unserem Vaterland hängen, und es heißt ebenso, daß die Treue das Licht ist, das den einzelnen in die Gemeinschaft führt. Die Treue ist die letzte und höchste Stufe, die unsere Seele auf ihrem Weg erreicht, und wer sie erworben, der hat vor dem Schicksal bestanden.

Werner Beumelburg

Treu bis zum letzten Atemzug

Nun, das geschah also in den Tagen, da die Russen mit Schneeschuhbataillonen über den gefrorenen Ilmensee und das vereiste Moor am Ostufer durchgebrochen waren und in den ersten Stunden dieser ihrer Winteroffensive einige Dörfer in der Flanke einer Division genommen hatten, die später zurückerobert wurden. In diesen erbitterten Kämpfen gegen eine erdrückende Übermacht geriet durch einen plötzlichen Überfall bei stockfinsterer Nacht die Granatwerfergruppe in sowjetische Gefangenschaft. Während es der Kompanie im letzten Augenblick noch gelungen war, einer Umgehung auszuweichen und sich vorläufig einige hundert Meter bis zum Waldrand zurückzuziehen, war diese Granatwerfergruppe, die bis zuletzt gefeuert hatte, im Rücken abgeschnitten worden und mitsamt ihrem schweren Granatwerfer in die Hände des Feindes gefallen.

„Es ging alles so plötzlich", sagte er, und es schien nun, als wolle er mir alles ganz genau erzählen, „eh' wir überhaupt zur Besinnung gekommen waren, hatten sie sich hinterrücks wie die Katzen auf uns gestürzt und hielten uns die Läufe ihrer Maschinenpistolen vor die Brust. Wie soll ich dir diesen Augenblick der Gefangennahme schildern? Mein erster Gedanke war: „So, jetzt ist alles aus." Dann schwirrten mir unzählige andere Gedanken durch den Kopf. Doch endlich wuchsen aus der Fülle und dem Durcheinander plötzlicher Einfälle zwei Gedanken, die mich in dieser Nacht dann nicht mehr losließen. Der erste war ein beruhigender: Ich dachte an viele gute Kameraden, die während dieses Feldzuges gefallen waren, und wurde ruhiger und gefaßter. Schließlich hatten wir in diesen Monaten schon manches Mal dem Tod ins Auge gesehen und waren schon vorher, ein jeder für sich, längst mit ihm fertig geworden. Der zweite beunruhigte mich. Ich dachte: Unser schwerer Granatwerfer! Unsere Munition! Damit werden sie nun unsere eigenen Kameraden beschießen, und das ist eine Schande.

Und das dachten alle!

Denn als sie uns mit vorgehaltener Pistole die Taschen durchwühlten, uns alles raubten, von der Uhr bis zur Brieftasche, als sie uns vorläufig in einen alten Schuppen gezerrt hatten und wir in Kälte und Finsternis zusammenhockten, da hörte ich aus den wenigen Worten, die zwischen uns fielen, daß diese Gedanken alle bewegten.

Im übrigen mochte uns zu Mute sein wie einem Schiffbrüchigen, der sich zwar noch über Wasser hält, der aber doch genau weiß, daß ihn die Wellen bald verschlingen werden. Dann aber, im Morgengrauen, schlugen die ersten Granaten unserer deutschen Artillerie in unserer Nähe ein, und nun war es uns wie dem Schiffbrüchigen, der am Horizont auf einmal eine Rauchfahne entdeckt hat.

„Sie kommen zurück!" sagte einer, und seine Stimme war voller Hoffnung. „Sie greifen wieder an!" meinte ein anderer, und ein Hoffnungsfunken wollte in uns Feuer entfachen. „Sie lassen uns nicht im Stich! Sie werden heute morgen zum Gegenangriff antreten!" sagte der Gruppenführer, und wir begannen wieder an unsere Errettung zu glauben. Ja, als die Morgen-



dämmerung durch die Ritzen unseres Schuppens drang und die Salven unserer Artillerie in immer kürzeren Abständen im Dorf einschlugen, sahen wir wieder hoffnungsfroh und zuversichtlich den kommenden Stunden entgegen ..."

Der Ladeschütze des schweren Granatwerfers hielt in seinem Bericht an. „Es ist dann aber doch alles ganz anders gekommen. Gegen Morgen zerrten uns ein paar schwerbewaffnete Bolschewisten nach draußen. Wir glaubten, daß nun das übliche Verhör kommen würde. Doch sie schleppten uns in unsere alte Granatwerferstellung. Sie fuchtelten mit Pistolen vor uns herum, es waren Offiziere oder auch Kommissare. Ein Dolmetscher, seinem Aussehen nach Jude, machte uns klar, daß es für uns nur noch zwei Möglichkeiten gäbe. Entweder — er zeigte auf die vielen Pistolen, die ihre Läufe auf uns richteten — entweder würden wir jetzt alle erschossen, oder wir würden jetzt auf den Waldrand, in dem Bereitstellungen unserer Kompanien erkannt seien, mit unserem eigenen Granatwerfer schießen. Das aber unverzüglich und sofort. Oder die Pistolen. Wir hätten die Wahl. Falls wir feuern würden, garantierte uns das Oberkommando der Roten Armee das Leben und gute Behandlung.

Wir bissen uns auf die Lippen. Vor Wut.

Wir wußten: Auf Kameraden schießen? Niemals!

Trotzdem gab uns unser Werferführer den Feuerbefehl. Jeder von uns ging an seinen ihm bestimmten Platz. Mich wies unser Gruppenführer zurück. Laden, sagte er, würde er dieses Mal selber.

Nun, du kennst den schweren Granatwerfer. Seine Bedienung ist im Prinzip so einfach. Die Granate wird von oben in das Rohr hereingelassen und zischt dann von selbst nach Bruchteilen von Sekunden durch die Luft.

Der Werferführer nahm die erste Granate. Ließ sie in das Rohr fallen. Im selben Augenblick aber, sage ich dir, eh' daß die erste Granate das Rohr verlassen hatte, schob er eine zweite der ersten Granate nach.

Diese Sekunden werde ich nie, nie im Leben vergessen. Es folgte das, was kommen mußte und was der Werferführer bewußt gewollt hatte: ein Rohrkrepierer, eine ungeheure Detonation, die den Granatwerfer und alle Umstehenden zerfetzte. Tot die bolschewistischen Offiziere, die sich an dem Anblick hatten ergötzen wollen, — gefallen meine drei Kameraden. Weil der Werferführer mein Amt als Ladeschütze selbst übernommen hatte, und ich darum nur abseits stand, geschah mir nichts. Das wilde Durcheinander, das im selben Augenblick bei den Sowjets entstand, gab mir selbst die Möglichkeit, durchzubrennen. Das Dorf aber wurde am selben Tag von unseren Infanteristen im Gegenangriff genommen ..."

In der Nacht hatte ich noch Wache. Es war eine helle, kalte Märznacht. In unbeschreiblich tiefem Blau stand Stern an Stern, und wie die Ehre und die Treue beständig und erhaben weit über unserem kleinen Leben stehen, so zogen sich — übersät von tausendfachem Flimmern — die breiten Himmelsstraßen hin.

PK. Willi Dißmann

Geheimnisse

Stern muß verbrennen
schlaflos im Raume,
damit um Erden
das Leben grünt.

Blut muß versinken,
viel Blut, viel Tränen,
damit uns Erde
zur Heimat wird.

Wo Kräfte rasen
in wundem Hasse,
quillt lautre Heilkraft
aus gutem Tod.

Solang wir irren,
wachen die Mächte.
In bittrer Eintracht
suchen wir Licht.

Und alle Wunder
geschehn an Ufern.
Wir drängen alle
zum freien Strand.

Wir sind beladen
mit Stoff der Sonne.
Wir müssen schwinden,
so stark sind wir.

Es gibt kein Ende,
nur glühendes Dienen.
Zerfallend senden
wir Strahlen aus.

HANS CAROSSA

Pflicht – die Tugend der Preußen

War jemals wohl in der Geschichte ein Volk so hoffnungslos zertreten wie das deutsche nach dem Dreißigjährigen Krieg? Der Westfälische Friede stellte die deutsche Zerrissenheit unter die Aufsicht fremder Großmächte; dreißig Jahre Krieg auf deutschem Boden hatten Wohlstand und Arbeitslust vernichtet. Die Äcker lagen wüst, die Dörfer in Trümmer; die deutschen Menschen waren seelisch zerbrochen, ohne Selbstvertrauen, bewunderten knechtisch alles, was aus Frankreich kam; die Fürsten und der Adel verschwendeten die Steuergelder des Volkes, in den Städten herrschte Bestechlichkeit und Vetternwirtschaft. Wie sollte es aus dieser Tiefe je wieder einen Aufstieg geben? Welch ungeheure Kraftanstrengung gehörte dazu! Wie aber sollte dieses zerbrochene, verkommene Volk zu solcher Anspannung der Kräfte je fähig sein?

„Die Seligkeit ist für Gott, alles andere muß mein sein"

Da wurde in einem kleinen deutschen Lande, in Brandenburg-Preußen, der Wille wach, das Unmögliche möglich zu machen. Die Fürsten dieses Landes dachten noch nicht an Deutschland, sie dachten nur an ihr eigenes kleines Land. Und doch kam alles, was sie taten, dereinst dem ganzen deutschen Volke zugute. Der Große Kurfürst legte den ersten Grund, und der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. baute weiter. Er war der Mann, der an die Riesenaufgabe ging, das Volk zu einer völlig neuen Haltung zu erziehen. Er formte sich Beamte und Soldaten, genau und sorgsam bis in die kleinste Kleinigkeit, pünktlich auf die Minute, in strenger Zucht und unbedingtem Gehorsam das Ich dem Ganzen opfernd, die Leistung bis aufs höchste steigernd. Mit Haut und Haar verlangte der König den Menschen für seinen Dienst: „Die Seligkeit ist für Gott, aber alles andere muß mein sein." Er lobte nicht, er lohnte nicht, er dankte nicht; was sie taten, war selbstverständlich, denn es war ihre Pflicht. Damals, in diesen Jahren, da das Preußentum gehämmert wurde, erhielt das Wort Pflicht seinen ehernen, unerbittlichen Klang. Unter dieser Pflicht stand der König genau so wie der letzte Soldat und der letzte Beamte. Nüchtern, herb und hart war dieses preußische Pflichtgebot, aber es züchtete Menschen, die das Letzte aus sich herausholten, die die Bequemlichkeit und den Genuß dem Dienst des Ganzen zum Opfer brachten. Es war hart und oft schmerzvoll, aber es mußte sein. Aus diesem preußischen Pflichtgefühl sind die Taten des Siebenjährigen Krieges erwachsen, die der Welt wie unfaßbare Wunder erschienen, mit Hilfe dieses preußischen Pflichtgefühls hat Bismarck die deutsche Zwietracht gebändigt und das Bismarck-Reich geschaffen; dieses Pflichtgefühl wuchs über Preußens Grenzen hinaus und durchdrang ganz Deutschland, es härtete und straffte das oft zu weiche, verschwommene deutsche Wesen, es gab die Kraft zu den Taten von Verdun und Flandern im Ersten Weltkrieg, zum Bestehen des russischen Winters im Zweiten Welt-

krieg. Es gab dem deutschen Volk die Kraft, den schweren Weg vom Westfälischen Frieden zur Reichsgründung in Versailles und zum Großdeutschen Reich Adolf Hitlers zu gehen. Es weitete und vertiefte sich im Laufe der Jahrzehnte; auf den Soldatenkönig folgten Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz und Moltke, und preußisches Pflichtbewußtsein ging schließlich in den Nationalsozialismus ein.

Freiwillige Pflichterfüllung

Mit grimmiger Härte, oft mit Schimpfen und Prügeln hatte Friedrich Wilhelm das Pflichtbewußtsein in die Menschen hineingebracht. Sie zitterten vor ihm, und das Muß, unter dem sie standen, war bei vielen die Furcht vor der Strafe. Es ging damals in den harten Anfängen wohl nicht anders. Aber schon Friedrich Wilhelm war sich klar, daß die Pflichterfüllung unter dem Druck der drohenden Strafe nur ein Notbehelf war. Wenigstens für die Offiziere verlangte er schon eine höhere Form: „Derjenige Offizier, welcher sein devoir (Pflicht) nicht aus eigener Ambition (Ehrgefühl) tut, sondern zu seinem Dienst angehalten werden muß, meritieret (verdient) nicht, Offizier zu sein." Hier tritt an die Stelle des äußeren Muß das innere Muß aus eigenem Antrieb. An Stelle der Strafe tritt als treibende Kraft das Ehrgefühl. Pflicht bleibt es so und so, und der widerstrebende innere Schweinehund muß so und so kleingemacht werden; aber das eine Mal geschieht das durch den erhobenen Stock des Korporals, das andere Mal durch das innere Gebot der Anständigkeit. Aus dem Heer des Soldatenkönigs wurde das Heer Friedrichs des Großen, das Heer des Siebenjährigen Krieges. Nie hätte es die furchtbaren sieben Jahre durchkämpfen können, wenn es nur durch Zwang und Gewalt zusammengehalten gewesen wäre. Schon in den Bataillonen des alten Fritz lebte etwas, das höher war als erzwungener Gehorsam: eine freiwillige Hingabe an die Persönlichkeit des großen Führers. Fünfzig Jahre später wurde aus diesem Heer das Volksheer der Befreiungskriege. Scharnhorst und Gneisenau erhoben die Forderung, daß damit die höhere Form der Pflichterfüllung im ganzen Heer lebendig werden müßte. Gneisenau empörte sich über die Meinung, „daß, weil einige des Prügelns wert sind, alle geprügelt werden müssen"; nicht im Holze, sondern im Ehrgefühl müsse man die Beweggründe zum Wohlverhalten zu finden vermögen.

Die Männer der Befreiungskriege hatten ihren Idealismus an der Philosophie des Königsberger Philosophen Kant gestärkt. „Pflicht, du erhabener großer Name", schrieb er, „der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nicht drohest ..., sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet." Nicht Lockung mit Lohn, nicht Drohung mit Strafe, sondern nur die schlichte, einfache Einsicht, daß das Pflichtgebot notwendig erfüllt werden muß: so stellt Kant den Begriff der Pflicht in höchster Klarheit hin. Solange der Mensch sich von Hoffnung auf Lohn oder von Furcht vor Strafe, und sei es in noch so verfeinerter, getarnter Form, beeinflussen läßt, solange ist von sittlichem Handeln, von Pflichterfüllung im höchsten Sinne nicht die Rede. Das ist eine ungeheuer hochgespannte Forderung, welche höchsten Idealismus verlangt, Es ist klar, daß die meisten Menschen nicht die Kraft des Willens und der sittlichen Selbst-

überwindung besitzen, um diese Forderung voll zu erfüllen. Die meisten brauchen doch eine Unterstützung ihres Willens, der vor dem Pflichtgebot ausweichen möchte — es braucht ja nicht immer gleich in der Form des Stockes zu sein. Schon die Möglichkeit einer Bestrafung wirkt antreibend. Aber Ideale müssen höchstgesteckte Ziele sein. Und eines dürfen wir sagen: Seit den Tagen des Soldatenkönigs ist unser Volk in den Antrieben zu seiner Pflichterfüllung dem Ideal Kants immer näher gekommen. Die Forderung, die Friedrich Wilhelm glaubte nur für die Offiziere erheben zu können, daß an Stelle der Strafe und des Zwanges das Ehrgefühl zu treten habe, diese Forderung erheben wir heute für das ganze Volk. Es wird immer eine Masse geben, die diesem Anruf gegenüber taub bleibt. Sonst könnten ja eines Tages Gerichte, Gefängnisse und Strafgesetz abgeschafft werden. Es hat verschwärmte Menschen gegeben, die einen solchen Zustand für möglich hielten; wir wissen, daß das wirklichkeitsfremde Träumerei ist. Auch wenn durch Erbauslese die Zahl der Untermenschen und der Minderwertigen immer weiter herabgesetzt wird, so werden immer viele bleiben, die des Rückhalts am Strafgesetz bedürfen. Aber, wie Gneisenau sagt, weil einige des Prügelns wert sind, müssen darum alle geprügelt werden? Das Ringen darum, die Zahl der Auserlesenen zu vergrößern, die aus eigener innerer Einsicht und Anständigkeit das Gebot der Pflicht erfüllen, nur weil es Pflicht ist, muß ewig weitergehen. Es gibt Menschen, die die Kriegsgesetze der Ernährung aus diesem Grunde innehalten, andere, die es aus jenem tun. Es gibt Menschen, die ihre Arbeit fleißig und ehrlich verrichten aus diesem Grunde, andere aus jenem. In den Schulen geht die Bemühung dahin, die Kinder zu ehrlicher Arbeit ohne Vortäuschung einer nicht vorhandenen Leistung lediglich auf Grund von Stolz und Ehrgefühl zu erziehen. Wir dürfen den Glauben haben, daß es in unserem Volk noch viele Kräfte gibt, die solcher Pflichterfüllung fähig sind; es kommt nur darauf an, sie zu wecken.

Das Gebot aus dem Innern

Eines ist sicher: höchste Leistungen werden nur erreicht durch das Gebot, das aus dem Innern kommt, durch Pflichterfüllung im Kantschen Sinne. Friedrich der Große spricht in seinen Briefen von „einer religiösen Hingabe an seine Pflichten". Als er nach der furchtbaren Katastrophe von Kunersdorf alles für verloren hielt, die Führung abgab und zum Tode entschlossen war, da dauerte es doch nur wenige Tage, und er hatte sich wieder in der Hand. „Verlaß dich darauf", schrieb er seinem Bruder, „solange ich die Augen offen habe, werde ich für den Staat sorgen, wie es meine Pflicht ist." Nie dagewesen, unerhört in seiner erbarmungslosen preußischen Härte ist der Anruf, mit dem er den schwer verwundeten, schreienden Junker auf dem Schlachtfeld von Leuthen zur Haltung brachte: „Sterb' Er anständig, Junker!" Nur einer durfte ein solches Wort wagen: Friedrich.

Aber dieses preußische Pflicht- und Ehrgebot, welches heute allgemein deutsch geworden ist, ist doch im Kern nichts anderes als ein altes germanisches Erbe, das in Preußen neu zum Leben erweckt worden ist. Unser Volk trägt es als rassisches Erbe von Anfang an in sich. Als die burgundischen Helden von den asiatischen Horden der Hunnen in der Etzelburg

eingeschlossen sind und ihren letzten Kampf kämpfen, bei dem es nicht mehr um Sieg und Rettung, nur noch um tapferes Sterben geht, so erzählt das Nibelungenlied, da bietet die Königin Kriemhild ihren Brüdern freien Abzug, wenn sie ihr Hagen, den Mörder Siegfrieds, ausliefern. Der Jüngste der Könige, Giselher, ein halbes Kind noch, hängt am Leben und kann sich nur schwer von den Hoffnungen lösen, aber ohne einen Augenblick des Zauderns weist er die Rettung um diesen Preis der gebrochenen Kameradschaftstreue und der gebrochenen Ehre von sich. Die Wirklichkeit der Geschichte entspricht dem Ideal der Sage: Der letzte Gotenkönig Teja kämpft am Vesuv, wie Friedrich im Siebenjährigen Kriege kämpfte. Diese Germanen kennen freilich noch nicht das Wort Pflicht, und ihr Opfer geschieht nicht in dem Bewußtsein, daß es für den Staat oder das Volk sein muß; sie handeln einzig aus dem inneren Gebot der Ehre; aber was sie tun, ist dennoch im Wesen nichts anderes, als was später Friedrich Wilhelm, Friedrich der Große, Kant, Gneisenau verlangten.

„Ich kann nicht anders"

Wenn eine Mutter, die ihr Kind umsorgt, antworten würde: Ich tue nur meine Pflicht, dann hätten wir ein Gefühl des Befremdens. Warum? Pflicht, auch wenn sie nur aus dem inneren Muß getan wird, ist eben doch immer ein Muß und verlangt Selbstüberwindung. Die Mutter aber kann gar nicht anders; sie müßte sich gerade Gewalt antun, um nicht so zu handeln. Hier geschieht das edle Handeln aus innerer Notwendigkeit, aus einem edlen Trieb heraus. Hier ist im Grunde nicht die einzelne Tat gut, sondern der ganze Mensch ist gut. Solches selbstlose Handeln voll aufopfernder Hingabe aus innerem Trieb gibt es auch schon bei Tieren; wir brauchen auch hier nur an Beispiele der Mutterliebe zu denken. Sich selbst überwindendes Handeln aus bewußter Pflichterkenntnis vollbringt dagegen nur der Mensch. Man kann viel darüber streiten, was das Höhere sei; man kann geltend machen, daß das Pflichtgebot härter und schwerer zu erfüllen sei und das Handeln aus edlem Trieb ja keine Selbstüberwindung fordere, aber demgegenüber auch wieder, daß die gesamte Charakteranlage, die sich zur edlen Tat nicht erst zu überwinden brauche, höher stehe als die, die erst ein inneres Widerstreben niederkämpfen müsse. Der Streit ist im Grunde müßig, auch geht beides oft ineinander über. Wenn Luther vor dem Wormser Reichstag sein „Ich kann nicht anders" spricht, wenn der Philosoph Giordano Bruno, der als erster mit den Augen des Geistes die Unendlichkeit des Weltenraumes schaute, den Widerruf vor den Priestern der römischen Kirche verweigerte und auf dem Scheiterhaufen starb, dann liegt in diesem „Ich kann nicht anders" ein Bekenntnis zu einem höchsten Pflichtgebot aus innerer Notwendigkeit, zu der Treue gegenüber sich selbst und der Sache, der Idee. Die Freiwilligen von Langemarck stürmten mit dem Deutschlandlied in den Tod, hingerissen vom großen Schwung der Begeisterung. In den folgenden Jahren aber kam das Grauen der großen Materialschlachten, und nun mußte doch wieder das harte Gebot der Pflicht wirksam werden. Der Führer schildert das im „Kampf": „Es kam die Zeit, da jeder zu ringen hatte zwischen dem Trieb der Selbsterhaltung und dem Mahnen der Pflicht... Je mehr sich aber diese Stimme, die zur Vorsicht

mahnte, mühte, je lauter und eindringlicher sie lockte, um so schärfer wird dann der Widerstand, bis endlich nach langem innerem Streite das Pflichtbewußtsein den Sieg davontrug. Schon im Winter 1915/16 war bei mir dieser Kampf entschieden. Der Wille war endlich restlos Herr geworden. Konnte ich die ersten Tage mit Jubel und Lachen mitstürmen, so war ich jetzt ruhig und entschlossen. Dieses aber war das Dauerhafte."

Der Befehl des Gewissens

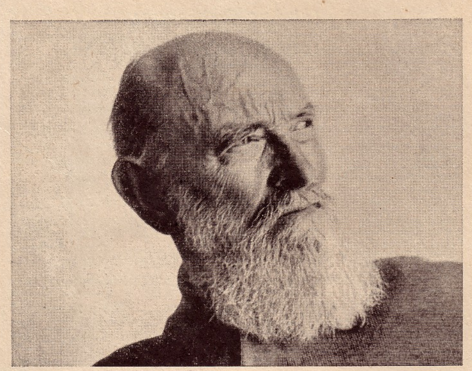
Es gibt eine tägliche Pflichterfüllung, die treu und brav die täglichen Vorschriften und Befehle erfüllt. Sie darf in ihrer Bedeutung in keiner Weise herabgesetzt werden, sie ist notwendig; aber sie muß sich bewußt bleiben, daß sie nicht das Letzte und Höchste ist. Es können Lagen eintreten, wo Vorschriften gebrochen werden müssen, Befehle nicht befolgt werden dürfen, ein völlig selbständiges Handeln auf eigene Verantwortung Notwendigkeit wird. Als der preußische König Friedrich Wilhelm III. sich 1812 zum Bündnis mit Napoleon gegen Rußland entschloß, da gab es preußische Offiziere, die es nicht ertrugen, für den Unterdrücker ihres Vaterlandes zu kämpfen, die darum den Abschied nahmen und in russische Dienste traten. Zu ihnen gehörte Carl von Clausewitz. Männer wie Yorck, die ganz in der altpreußischen Tradition wurzelten, nannten dies Verhalten Pflichtvergessenheit und Fahnenflucht. Yorck erhielt vom König den Befehl, das Kommando über das preußische Hilfskorps unter Napoleon zu übernehmen, und so bitter es ihm war, er überwand sich und tat stumm seine Pflicht. Dann aber kam die Stunde, da Napoleon geschlagen war, da alles den General Yorck drängte, den Anschluß an die Russen zu erklären, und da alle seine Bemühungen, Weisungen vom König aus Berlin zu erlangen, ergebnislos blieben. Nun wurde gerade dieser Mann vom Schicksal vor die Entscheidung gestellt, die engere Pflicht zu brechen um der weiteren und höheren willen. Und er tat tapfer den Schritt, so schwer es ihm wurde, handelte gegen den Befehl des Königs und erklärte in der Mühle von Tauroggen das preußische Korps für neutral. Damit eröffnete er den Befreiungskrieg. Für das, was er tat, nahm er die volle Verantwortung auf sich: „Ich schwöre Eurer Königlichen Majestät", schrieb er, „daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde." Er brach den Befehl, den ihm der Staat gegeben hatte, und gehorchte, wie vorher Clausewitz dem Befehl des Gewissens, um dem Volk die Treue zu halten. Unter diesem Befehl des Gewissens haben die Männer der Freikorps am Annaberg gekämpft, hat die nationalsozialistische Bewegung von Anfang an gestanden. Seit den Tagen Friedrich Wilhelms I. ist die Idee der Pflicht immer tiefer und weiter geworden, sie hat immer mehr an Freiwilligkeit und eigenem Antrieb in sich aufgenommen. Sie ist von Preußen über ganz Deutschland hin gewachsen. Aber immer muß sie den unerbittlich harten Kern der eisernen preußischen Pflichterfüllung behalten, der einzig den schwersten Belastungsproben gewachsen ist. Denn Deutschland, das Land der Mitte, auch wenn es führendes Land Europas ist, wird immer gefährlicher leben als andere Völker. Darin ruht seine Verpflichtung und seine Größe.

Ulrich Haacke

So sah das Seherauge eines Dichters die Zukunft Europas

Der österreichische Dichter Robert Hamerling schrieb vor jetzt rund 100 Jahren (gestorben 1889) über das „germanische Jahrhundert":

Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ew'ge Lichte,
Und vor meine Seele treten zukunftsschwangere Gesichte:
Aus dem Euch verhüllten Dunkel künft'ger schicksalsschwerer Zeiten
Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o zwanzigstes seit Christus, waffenklirrend und bewundert,
Einst wird dich die Nachwelt nennen das germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk! Die weite Erde wird von Deinem Ruhm erzittern,
Denn Gericht wirst Du einst halten mit den Feinden in Gewittern.
Englands unberührten Boden wird Dein starker Fuß betreten,
Dankerfüllt wird Deine Führung dann zu ihrem Herrgott beten.
Und den tönernen Koloß, Rußland, stürzest Du zerborsten,
An des Ostens weiten Ländern wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, Du totgeglaubtes, ehe hundert Jahr' vergehen,
Wirst Du stolz und jugendkräftig in dem Deutschen Reiche stehen.
Mit des neuen Böhmens Reiche wird sich stolz einst Deutschland [kränzen,
Euch verein'gt in junger Freiheit wird die Ukraine glänzen.
Deutsches Volk, ich höre klingen schon die Flöten und die Geigen
Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue Dich der Heldenzeiten, das Geschick ist Dir verbündet.
Fürchte nichts von Deinen Feinden! Wahrheit hab' ich Dir verkündet.



ROBERT BOSCH / Treue zum Werk

Als der Mechanikus Bosch 1887 im Hinterhaus der Rotebühlstraße 75b in Stuttgart Besuch bekam, ahnte er noch nicht, welche Folgen dieses Ereignis haben würde. Ein gewisser Herr Daimler kam mit einem besonderen Anliegen. Er wollte keine Klingelanlage, wie Bosch sie mit seinem Gesellen und seinem Laufjungen sonst in Wohnhäusern und Gasthöfen einrichtete. Der Besucher, der trotz seines vor vier Jahren geschaffenen ersten schnelllaufenden Verbrennungsmotors und des ersten Motorrades, das er danach baute, noch lange nicht der weltberühmte Mann war, wollte einen Zünder für seine ortsfesten Benzinmotore. Ob Bosch ihm diesen Apparat konstruieren würde? —

Der Bauer und Kronenwirt Servatius Bosch von Albeck bei Ulm hatte Robert, sein achtes Kind, zu einem Mechaniker und Optiker in Ulm 15jährig in die Lehre gegeben. Das war aber nicht etwa Roberts Wunsch gewesen. Ihm hatte der Sinn nach den Naturwissenschaften gestanden, besonders der Botanik. Doch des Vaters Spruch hatte ihn gezwungen, sich mit den Anfangsgründen der Feinmechanik ebenso wie mit der Einrichtung elektrischer Telephon- und Lichtanlagen vertraut zu machen. Nach seiner Dienstzeit bei den Pionieren in Ulm finden wir ihn bei Schuckert in Nürnberg und — von Hause aus bemittelt und somit besonders ungebunden — in den Vereinigten Staaten.

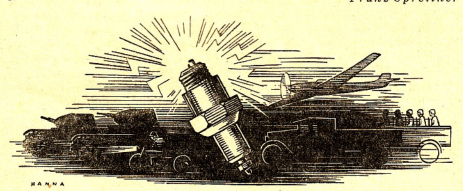
Mit der schwäbischen Gründlichkeit und Zähigkeit hat sich Bosch dann der Anregung Daimlers gewidmet. Gewiß gab es Vorbilder in den Zündern, z. B. an den Deutz-Motoren. Trotzdem war das, was Daimler wünschte, eine konstruktiv neue Aufgabe. So entstand noch im Jahre 1887 der erste Bosch-Niederspannungs-Magnetzünder mit Abreißvorrichtung, dem neun Jahre später der tausendste folgte. 1901 zog Robert Bosch in das neuerbaute Fabrikgebäude, in dem seine nun 45 Arbeiter gegen Mitte des Jahres den zehntausendsten Magnetzünder fertigstellten, während daneben bereits Versuche mit einem neuartigen Hochspannungszünder anliefen.
So arbeitet Bosch mit Energie, ja Leidenschaft. Nicht die Leistung schlechthin, die überdurchschnittliche Leistung erhebt er zum Prinzip, zum Prinzip, das später unter dem Namen „Bosch-Qualität" seinen Erzeugnissen den Weltmarkt öffnet. Mit den Erzeugnissen Geld verdienen? Gewiß, die Arbeiter und Werkstoffe müssen bezahlt werden. Doch „lieber Geld verlieren als Vertrauen" — ein Grundsatz, der ihn auf seinem Wege zum Großunternehmer und Wirtschaftspionier unabdingbar begleitet, mit all der elastischen Konsequenz, die gerade den Schwaben kennzeichnet, und die Robert Bosch im Verein mit seinen charakterlichen Eigenschaften zu einem der erfolgreichsten Unternehmer Deutschlands macht.
1912 der 1 000 000ste Magnetzünder. 1913: 3750 Köpfe Belegschaft. Inzwischen die Aufnahme des Baues von Lichtmaschinen und Scheinwerfern, dann auch Anlassern — die Bosch-Kerzen werden zu einem Begriff. Der Krieg und die Nachkriegsjahre bringen zwar Veränderungen — doch der Aufstieg wird dadurch nur kurz unterbrochen. Das Bosch-Horn tritt seinen Siegeszug durch die Welt an. 1923 sind bereits über 100 000 Bosch-Lichtmaschinen und Bosch-Hörner in die Welt gegangen, die Zahl der Beschäftigten übersteigt 10 000. 1925 wird der Bau von Einspritzpumpen und Düsen für Dieselmotoren in Angriff genommen. 1928 kommt der Bosch-Winker. Beinahe die meisten Erzeugnisse sind in mehreren Millionen im Gebrauch. Die Motorisierung im neuen Reich bringt dem Hause Bosch naturgemäß neue, übergroße Aufgaben, ist das Haus doch mit der Motorisierung aufs innigste verbunden, ja es hat daran einen Anteil, den man als entscheidend betrachten darf. 1936, am Ende einer fünfzigjährigen Entwicklung, verfügt Robert Bosch über 16 000 Arbeiter und Angestellte.
Was sind nun die Gründe solcher Erfolge, solchen Aufstieges, solcher Entwicklung? Bosch, der als 81jähriger im März dieses Jahres zu seinen Ahnen einging, ein Deutscher bis in jede Faser, und im besonderen ein Schwabe — er hatte so ganz und gar nichts Amerikanisches an sich. Er war anständig — von einem Ausmaß, von dem andere überzeugt sind, daß es den geschäftlichen Erfolg unmöglich macht. Er hatte Haltung, war klar, treu, freiheitlich, menschenliebend und wurde seinen Arbeitern und Angestellten „Vater Bosch". Er war kein Erfinder, doch er holte die bestgeeigneten Fachleute heran, setzte sie an die Konstruktionen, förderte die Besten unter seinen Mitarbeitern und war gewissenhaft bis ins Letzte. Er stand zu seinen Erzeugnissen. Nur Qualitätserzeugnisse wurden hergestellt, nur Qualitätserzeugnisse verließen sein Haus. Um Qualitätsarbeit zu erreichen, hat er nichts gescheut, was in seinen Kräften stand. Und es stand viel in seinen Kräften, so viel, daß die Qualität seiner Erzeugnisse zum Begriff auf der Welt wurde. Bosch hat für die Motorisierung mit seinen Mitarbeitern

— und gerade auf letztere Feststellung hat er immer Wert gelegt — einige ganz grundlegende Voraussetzungen geschaffen. Das Automobil trug seine Arbeit voran — aber andererseits förderte Bosch durch seine Zubehörteile die Entwicklung des Automobils. Diese technische Wechselseitigkeit fand in ihm den Mann, der das Zeug, den Charakter und den Weitblick hatte. Nur unter diesem Gesichtspunkt aber kann man seinen Aufstieg vom Mechanikus der achtziger Jahre, vom Handwerksmeister zum weltbekannten Wirtschaftsführer sehen. Sein Hochspannungsmagnetzünder ermöglichte erst den schnellaufenden Ottomotor. Nicht minder wichtig ist seine betriebssichere Hochspannungszündkerze, das Bosch-Horn, die spannungsregelnde Lichtmaschine. Seine Einspritzpumpe gab den Anstoß zum Siegeszug des Diesellastwagens. Seine Leichtöleinspritzung ermöglichte mit die unvorstellbaren Geschwindigkeiten der schnellsten Flugzeuge. Wenn Bosch nach der Jahrhundertwende den Achtstundentag einführte, später eine Alters- und Hinterbliebenenfürsorge schaffte, die „Bosch-Hilfe", heute mit einem Kapital von 34 Millionen Reichsmark, so spricht daraus die Verbundenheit mit seinem Betrieb, die ihn eben zum „Vater Bosch" machte.

Es mag seinen ganz persönlichen Neigungen entsprochen haben — und mit ein Ausgleich für seine ersten jugendlichen Berufspläne gewesen sein — das „Robert-Bosch-Krankenhaus" zu stiften, eine Klinik der homöopathischen Heilkunde, heute als Forschungsstätte anerkannt. Es entspricht darüber hinaus so ganz der unermüdlichen Produktivität seiner Persönlichkeit, was wir im „Bosch-Hof" vor uns haben. Dieser entstand aus einem Torfwerk in Oberbayern und umfaßt heute mehrere Höfe mit zusammen über 1700 ha Fläche. Dieses Mustergut, von dem fast die Hälfte der landwirtschaftlich genutzten Fläche durch Urbarmachung von Hochmooren gewonnen wurde, ist ein wichtiger Versorger der Hauptstadt der Bewegung geworden.

Bosch hat es sich nie verdrießen lassen, gegen Leistungen mit Leistungen aufzukommen. So hat ein einzelner aus Treue zu seinem Werk, zur Verpflichtung etwas Einmaliges, Gediegenes zu schaffen und das Geschaffene immer mehr zu vervollkommnen, für die Volksgemeinschaft Wertvolles und Bleibendes geleistet. Je bescheidener die Mittel waren, die ihm anfangs zur Verfügung standen, je stärker die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, desto treuer blieb er der *inneren Verpflichtung* gegenüber, die er als Aufgabe sah wie der Künstler sein Werk.

Franz Spreither



RICHARD WAGNER



Des Führers Verhältnis zu dem großen Meister

Es ist weder Zufall noch Laune, daß der Führer von allen Meistern der deutschen Tonkunst gerade Richard Wagner seine besondere Liebe und Verehrung entgegenbringt und das deutsche Kulturkleinod Bayreuth mit der fürstlichen Großzügigkeit betreut, die der Meister zu seinen Lebzeiten bei den Lenkern des soeben unter Preußens Führung neugeschaffenen Deutschen Reiches so schmerzlich missen mußte.

Gewiß ist von den Angehörigen der Familie des Bayreuther Meisters dem Führer schon früh tiefstes Verstehen und gläubigstes Hoffen entgegengebracht worden. Richard Wagners Schwiegersohn, H. St. Chamberlain, der Gatte seiner vor kurzem verstorbenen jüngsten Tochter Eva, hat am 1. Januar 1924 in dunkelster völkischer Zeit in einem offenen Briefe zur Erquickung von Tausenden von Deutschen voll seherischer Kraft das herrlichste Bekenntnis zu Adolf Hitlers Persönlichkeit und Wirken niedergelegt. Wenn er in diesem Briefe sagt, daß der Herd, worauf sich die Glut entfache, in der Hitlers Gedanken geschmiedet werden, das Herz sei, und daß der Führer sein deutsches Volk mit inbrünstiger Liebesleidenschaft liebe, so rührt er damit an die starke innere Wesensverwandtschaft der beiden Großen, Wagner und Hitler. Denn auch Wagner hat das deutsche Volk leidenschaftlich geliebt und hat für sich als Gegenleistung für das, was er dem deutschen Volke schenkte, nichts gefordert als „wahre Liebe". Zu seiner Beglückung wurde ihm diese auch zuteil, wiewohl nicht in dem umfassenden, uneingeschränkten und überschwenglichen Maße wie dem Führer, dem das deutsche Volk ja auch nicht anders zu danken vermag als durch seine nimmer aufhörende, leidenschaftliche Liebe.

Das Erinnern des Führers an die ihm schon vor 1923 bewiesene Zuneigung und Treue des Hauses Wahnfried erklärt aber noch nicht seine Begeisterung und Verehrung für den Bayreuther Meister: Der Führer will mit der Art und Weise, wie er Bayreuth fördert, Tausenden von deutschen Volksgenossen den Genuß eines der erhabensten Kulturgüter der Menschheit ermöglichen, und zwar nicht um teures Geld nur, wie im vergangenen Kaiserreich, sondern unentgeltlich, wie es sich Richard Wagner von Anfang an ersehnt hatte. Damit begleicht Adolf Hitler auch eine längst fällige Dankesschuld an den deutschgesinntesten Meister deutscher Tonkunst; denn keiner unter den großen deutschen Tondichtern hat sich nachgewiesenermaßen so viel ernste Sorgen um Deutschland gemacht, keiner hat so unermüdlich in Wort und Schrift mutvoll während seines ganzen Lebens an vorderster Stelle für Deutschland gestritten, und keiner hat, wie Richard Wagner, so scharf gesehen und so klar erkannt, „wo sich die wahren Feinde des Deutschtums bergen".

Und der Führer weiß, daß die hohe und ernste Kunst Richard Wagners dem Besucher der Bayreuther Festspiele eine über alles wundervolle Ermutigung

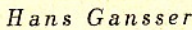
des eigenen Lebensgeistes, eine Steigerung des ihm so hochnötigen Lebensmutes zur vollen freien Lebensfreudigkeit, „eine Erheiterung des immer umdrohten Lebenshorizontes durch die erhabenen und schönen Bilder der idealen Kräfte im Menschenwesen“ bedeutet. Und so wie der Führer selbst immer wieder als Besucher der Bayreuther Festspiele sich ins Helle und Freie dieser idealen Kunst tröstlich beglückend erheben läßt, so ist er dafür besorgt, daß auch im dritten Jahre des gewaltigen Ringens um die Freiheit Deutschlands und der ganzen Welt die hohe, mit schönem Ernst durchleuchtete Kunst Richard Wagners wieder Tausenden schaffender deutscher Männer und Frauen den Glauben an Deutschland stärkt und ihnen die Hoffnung, diese Tochter der ewigen Liebe, die den mit dem Leben kämpfenden Menschen nicht sinken läßt, wiederum neu belebt.

Welch ein weltenwendendes Zeitgeschehen liegt zwischen dem aufrüttelnden Erleben der ersten Lohengrin-Aufführung des zwölfjährigen Knaben Adolf Hitler in Linz und dem Tage, da der aus dem Schoße des Volkes aus eigener Kraft zum Führer aller Deutschen aufgestiegene Kanzler des Deutschen Reiches machtvoll seine schützende Hand über das Werk des Bayreuther Meisters erheben kann! Wie erinnerungsmächtig diese erste Lohengrin-Aufführung in Adolf Hitler lebt, davon zeugt die Schilderung in „Mein Kampf“, in welcher der Führer der strahlenden Bilder dieses Lohengrin-Erlebens mit den Worten gedenkt: „Mit einem Schlage war ich gefesselt. Die jugendliche Begeisterung für den Bayreuther Meister kannte keine Grenzen. Immer wieder zog es mich zu seinen Werken, und ich empfinde es heute als ein besonderes Glück, daß mir durch die Bescheidenheit der provinziellen Aufführung die Möglichkeit einer späteren Steigerung erhalten blieb.“

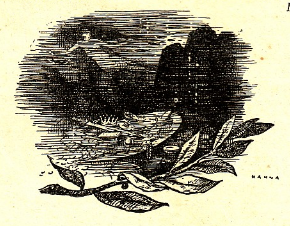
Welch tiefen Waltens geheimnisvoller Kräfte werden wir inne, wenn wir bedenken, daß die Weissagung an König Heinrich, die der Dichter Richard Wagner Lohengrin in den Mund legt:

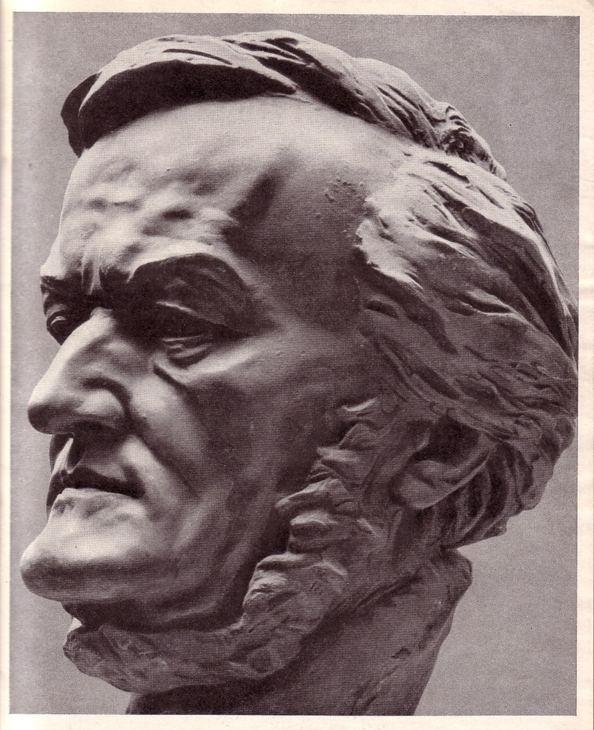
> „Dir Reinem ist ein großer Sieg verliehn.
> Nach Deutschland sollen noch in fernsten Tagen
> des Ostens Horden siegreich niemals ziehn“,

heute in eisenklirrender Zeit mit dem mächtigsten Aufgebot, das je, solange die Erde steht, kämpfend über diesen Planeten schritt, der *Mann* wahrmacht, dem einst als Knabe machtvoll diese Verse an das Herz rührten!



Hans Gansser





RICHARD WAGNER / PLASTIK VON ARNO BREKER

Die Tonkunst unserer großen Meister, insbesondere Richard Wagners, ist über alle Zeiten hinweg nie versiegender Kraftquell unserer Nation. In der deutschen Musik ist deutsche Religiosität und Innerlichkeit Gestalt geworden. Vor ihr neigen wir uns als vor dem tiefen Geheimnis deutscher Seele.

Mein Kind

Ein Kind ist mir geboren.
Wir lagen in der Schlacht;
da hat mich solches Wissen
beglückt und stark gemacht.

Ein Kind mit zarten Gliedern,
mit Händen seidenweich.
Kein Bild in meinem Herzen
kommt solcher Zartheit gleich.

Die Schlacht, die wird geschlagen;
mein Kind, das lächelt bald.
In unsere tiefsten Träume
das schwere Feuer hallt.

Was kann mir noch geschehen?
Zu Hause spielt mein Kind
mit tausend bunten Blumen
und mit dem Abendwind.

In allen unsern Schlachten,
beim Marsch und nachts im Zelt,
da spürt mein Herz die Liebe,
die uns verbunden hält.

Die schweren Waffen schweigen,
der Abend lastet schwer,
und mit den braunen Nebeln
kommt weit die Sehnsucht her.

Ich weiß, wofür ich kämpfe;
zu Hause lacht mein Kind;
Und darum bin ich stärker
als Schmerz und Opfer sind.

KURT KUBERZIG



„ICH WEISS, WOFÜR ICH KÄMPFE!“



DIE KLEINE PUPPENMUTTER

Wir geben das Erbe weiter

Johann Michael Dietsch ᛦ 1717, 7 Kinder
Thomas Christof Dietich ᛉ 1710 ᛦ 1771, 4 Kinder
Johann Veit Dietsch ᛉ 1752 ᛦ 1812, 13 Kinder
Karl Jakob Dietsch ᛉ 1798 ᛦ 1863, 7 Kinder
Johann August Dietsch ᛉ 1838 ᛦ 1874, 5 Kinder
August Ludwig Dietsch ᛉ 1869 ᛦ 1934, 3 Kinder

Georg Friedrich Dietsch ∞ Christine, geb. Schmitt
1907 16. 6. 1934 1912

Helga ᛉ 14. 6. 1936
Klaus ᛉ 19. 5. 1939
Volker ᛉ 19. 4. 1942

In Dankbarkeit: Christel und Georg Dietsch

Vor mir liegt dieses Blatt. Es ist eine Geburtsanzeige, die kürzlich in einer Zeitung zu lesen war. Lieber Leser, du mußt einmal aufmerksam die Kinderzahlen des Mannesstammes dieser Familie in den einzelnen Generationen verfolgen. Du kannst vieles daraus lernen. Es ist, wie wenn du eine Familienchronik aufschlägst. Jedes Blatt darin spricht seine eigene Sprache. Scheinbar sind das tote Namen und tote Zahlen. Die Namen von Männern und Frauen, die vor uns waren und dahingegangen sind. Wer tiefer blickt, erkennt aber Leben hinter diesen trockenen Aufzeichnungen: das mühevolle, sorgenbeladene aber auch mutige und vor allem *kinderfrohe* Leben unserer Vorfahren. Da haben in dieser Familie Dietsch — es könnte auch deine eigene sein oder die tausender lebender Deutscher — in einem Jahrhundert drei Generationen männlicher Ahnen 24 Kindern das Leben geschenkt. Hast du schon einmal in deiner eigenen Familienchronik nachgeblättert? Es genügt nicht, daß du weißt, wer dein Großvater war, wer dein Urgroßvater und dessen Ahnen gewesen sind und wozu sie es im Leben gebracht haben; ob sie tüchtig waren, fleißig und begabt, in welcher Richtung ihre Talente sich entfaltet haben. Es gelingt dir vielleicht, manches in deinem eigenen Wesen und Schicksal damit besser zu verstehen. Aber das

Buch der Vergangenheit kannst du doch nicht ganz aufschließen. Alle diese Dinge gehen dahin, du selbst wie dein Vater und seine Vorfahren gehen durch dieses Lieben, durch Leid und Freud hindurch und tragen ihr Schicksal bald tapfer und mutig, bald scheint's über ihre Kraft zu gehen. Aber eines bleibt in diesem unendlichen Strom erkennbar und wirksam: *die Zahl erbgesunder Kinder, die sie hinterlassen haben.* Und du magst blättern, in welcher Chronik du willst, immer drängt sich dir die Erkenntnis auf: unsere Ahnen haben den Mut und auch die Kraft zur großen Kinderzahl gehabt und damit für das deutsche Volk mehr geleistet, als wenn sie ein schönes Andenken ihrer Vortrefflichkeit, Tüchtigkeit und Begabung hinterlassen hätten. Und wir müssen klar sehen: sie haben es nicht schöner gehabt im Leben als wir, o nein! Allein in diesen hundert Jahren zwischen 1700 und 1800, in denen diese Familie Dietsch eine kinderreiche — und noch nicht einmal die kinderreichste — Familie war, haben schwere Kriege Europa erschüttert und unsere deutsche Erde ist vielmals das Schlachtfeld europäischer Heere gewesen. Und doch. Trotz aller Mühsale, trotz aller wirtschaftlicher Not ist der Mut und das Vertrauen in eine gütige Vorsehung, die das Schicksal unseres Volkes lenkt, so stark gewesen, daß eine lebensfrohe Kinderschar diesen vielfach bedrückten, in Sorge und Not lebenden Eltern entwachsen ist und ihnen mitgeholfen hat, das Leid der Zeit zu überwinden. Stehen wir nicht fast beschämt vor solchem Beispiel? Blättere in deiner eigenen Familienchronik nach. Du wirst ähnliches finden. Und damals hat man weniger *gewußt* von Erbgesetzen und Familienkunde als heute. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über alle diese Dinge sind ja erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts und in unserer Zeit aufgetaucht. Man hat weniger davon gewußt, aber man hat *auf alle Fälle aus einem elementaren Instinkt heraus gehandelt und das Wichtigste getan, was zu tun ist: in einer großen Kinderzahl* das Ahnenerbe über die Vergänglichkeit der Generationen hinausgehoben und damit dazu beigetragen, daß der ewige Blutstrom des deutschen Volkes nicht versiegt.

Sage nicht, wir seien klüger, fortgeschrittener als unsere Ahnen. Das Schicksal wird uns einst nicht nach unseren *Worten* richten, sondern nach unseren *Taten.* Sage nicht, die Gegenwartssorgen seien zu groß, das Wohnungsproblem sei nicht gelöst, die Hausgehilfinnenfrage sei schwierig; oft fehlt nur der Mut und vor allem der Entschluß dazu, auf bequeme Lebensführung zu verzichten. *Die Verluste des Weltkrieges 1914 bis 1918 und des gegenwärtigen Krieges können aber nur ausgeglichen werden durch erhöhte Kinderzahl in den Familien.*

Es ist daher dem Vaterland nützlicher, wenn an Stelle der vielfach üblichen Geburtsanzeigen, in denen hocherfreute Eltern in mehr oder weniger geschmackvoller Form die Geburt ihres ersten und sehr oft einzigen Kindes mit riesigem Getöse anzeigen, *solche Geburtsanzeigen* erscheinen wie die obige: sie enthält eine Verpflichtung für den, der sie veröffentlicht, und für den, der sie liest, und damit für uns alle. *Gd.*

Ein Grenzwall wird Siedlungsraum

Als das Reich infolge innerer Uneinigkeit aus sich heraus nicht mehr die Kraft besaß, die Türken endgültig aus Europa zu vertreiben, hat es einen Schutzwall gegen weitere türkische Einfälle errichtet. Vom Karpatenbogen bis zur Adria als Glanzleistung deutschen Organisationstalentes entstand die Militärgrenze. Unter deutscher Führung waren auch die innerhalb dieses Raumes lebenden fremden Völker bereit, für das Reich, aber damit auch für ihre Heimat und ihr Volk, Wache zu stehen. Deutsch war die militärische Führung, deutsch die Verwaltung, deutsch die Zucht und Ordnung, und doch konnte in der Militärgrenze jedes Volk nach seiner arteigenen Kultur leben.

Die Grenzer waren aber nicht nur Soldaten, sondern auch Bauern. Ihre dienstfreie Zeit war ausgefüllt mit Feldbestellungen, mit Viehhüten und anderen Arbeiten. Denn ein jeder hatte als Lehen Haus und Feld, und somit war sein Wachestehen gleichzeitig Schutz seines eigenen Hab und Gutes.

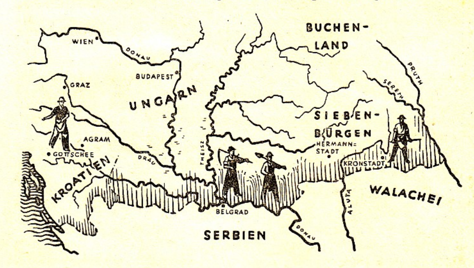
Dieser Wall sicherte durch Jahrhunderte dem Lande den Frieden. Unter dem Schutze der Militärgrenze konnte das Hinterland in Ruhe und Frieden der Arbeit nachgehen. Viel galt es zu schaffen. Die unter der Türkenzeit verwüsteten Ländereien mußten von neuem urbar gemacht werden, Wälder wurden gerodet, Sümpfe trockengelegt und Brache unter den Pflug genommen. Der deutsche Bauer schritt allen voran. Er war den anderen Völkern Lehrmeister. So entstand zu einer Zeit, in der das Reich dahinsiechte, hier im Südosten eine neue deutsche Welt. Ein deutsches Dorf wuchs neben dem anderen.

Eine Mauer von Soldaten

Die ersten Anfänge der Militärgrenze gehen auf die Zeit nach der Schlacht von Mohatsch 1525 zurück. Als die Türken große Teile Ungarns und Kroatiens besetzten, griffen die österreichischen Grenzländer zur Selbstwehr und organisierten einen Grenzschutz. Mit einem Statut vom Jahre 1630 erhält die Militärgrenze eine festere Form. Im Zuge der Türkenvertreibung aus dem Donauraum wird die Militärgrenze immer mehr nach Süden verlegt und hat nach dem Frieden von Passarowitz 1718 ihre größte Ausdehnung. Von der Adria längs der Save und Donau bis Siebenbürgen zieht sich der Schutzstreifen. Auf diesem 1750 Kilometer langen Streifen leben zur Zeit der größten Ausdehnung im Jahre 1848 rund 1 250 000 Einwohner. Neben ihrer Hauptaufgabe, Schutz des Reiches gegen türkische Einfälle, haben die Grenzer als tüchtige Soldaten auch an allen übrigen Fronten gekämpft, sowohl im Dreißigjährigen Krieg wie auch bei der Abwehr verschiedener französischer Einfälle. Bei der Niederwerfung des madjarischen Aufstandes vom Jahre 1848 haben sie sich hervorragend bewährt. Zur Zeit ihrer größten Ausdehnung konnte die Militärgrenze ein Aufgebot von etwa 120 000 Mann stellen. In den Revolutionsjahren 1848/49 standen 20 Prozent der Bevölkerung unter Waffen.

Dieses Aufgebot war nur durch die vollkommene organisatorische Erfassung der Gesamtbevölkerung möglich. Da die Zivilverwaltung innerhalb der Militärgrenze ebenfalls in den Händen des Militärs lag, war die Erfassung

erleichtert worden. Schon bei der Geburt wurde der Grenzer in die Standesliste eingetragen, womit praktisch erstmalig die Wehrkartei erscheint. Von seiner Kindheit an wuchs der Grenzer in die militärische Ordnung hinein. Im wehrfähigen Alter wurde er zur Ausbildung und zum aktiven Dienst einberufen. Daneben war er aber als Kolonist zur Arbeit beurlaubt. Doch auch zu Hause ging die Ausbildung weiter. Mehrmals im Jahre stand er im Kordondienst, d. h. im Patrouillen- und Wachdienst entlang der Grenze. Mithin war er mehrere Monate im Jahre unter Waffen. Nach zehn bis zwölf Dienstjahren trat er in das Reserveverhältnis. Die Grenzer waren durch diesen Dienst besonders zähe, mit dem Gelände vertraute Krieger, die sich besonders für Bandenkriege und Sicherungsdienst eigneten.



Dieser Schutzwall Mitteleuropas hatte gleichzeitig die Aufgabe eines Sanitätskordons, der Europa vor dem Einschleppen der verschiedensten orientalischen Seuchen zu beschützen hatte. Viele Seuchen, wie Pest, nahmen ihren Weg über den Balkan nach Mitteleuropa. Seit Errichtung des Sanitätskordons kam über den Balkan keine Pest mehr nach Europa. Der Sanitätskordon bestand in der Hauptsache aus Quarantänestationen, die bei den Grenzübergängen eingerichtet waren.

Soldaten werden Wehrbauern

Die Militärgrenze war immer auch auf den wirtschaftlichen Fortschritt ihres Gebietes bedacht. Ihre wirtschaftliche Organisation erfaßte das gesamte Land mit seiner Bevölkerung in ihrem Bereich. Der dem Feind abgerungene Boden, Öd- und Neuland, wurde urbar gemacht und von den Grenzern bearbeitet. Jede Grenzerfamilie erhielt als Lehen Land zugeteilt, dessen Größe sich nach der Dienststellung des einzelnen sowie nach der Ergiebigkeit des Bodens richtete. Alle Angehörigen einer Sippe oder einer Familie bildeten die sogenannte Hauskommunion, die gemeinsam den zugeteilten Boden bewirtschaftete. Der Vorstand der Hauskommunion war für diese Bewirtschaftung verantwortlich.

Die riesigen Waldungen in Kroatien und Slawonien wurden ebenfalls als Gemeinschaftsbesitz von der Militärgrenze bewirtschaftet. Die Erträgnisse aus den Waldungen bildeten das finanzielle Rückgrat der Grenze.
An Steuern hatten die Grenzer lediglich Gemeindeumlagen zu zahlen, wohl waren sie aber verpflichtet, neben dem Waffendienst jederzeit auch Arbeitsdienst zu leisten, die Frauen genau so wie die Männer. Mit diesen Arbeitskräften hat die deutsche Führung Kulturarbeit von geschichtlicher Größe vollbracht. So wurden im ganzen Donauraum Sümpfe trockengelegt und viel mehr Land gewonnen als durch die berühmten Trockenlegungen an der Küste der Niederlande. Mit der Trockenlegung schwanden auch die Malaria und andere Seuchen. Seit der Römerzeit haben nirgendwo Soldaten eine ähnliche Leistung vollbracht. So wurde dieses mit deutschem Blut dem Feinde abgerungene und urbar gemachte Land vor allem dank dem Einsatze deutscher Kolonisten die Kornkammer Europas

Der Grenzwall ein Vorposten deutscher Kultur

Die Militärgrenze war nicht nur auf den wirtschaftlichen, sondern auch auf den kulturellen Fortschritt bedacht. So wurden überall Grundschulen und in einzelnen Regimentsorten auch höhere Schulen errichtet. Der Hauptunterricht wurde den Grenzern in ihrer Muttersprache gegeben; der deutschen Sprache, als Sprache des Militärs und der Zivilverwaltung, wurde selbstverständlich, und zwar dort, wo es sich nicht um deutsche Gebiete handelte, der ihr gebührende Platz eingeräumt. Jeder Grenzer war aus eigenem Antrieb bestrebt, Deutsch zu erlernen, und war stolz, wenn er die Sprache seiner Vorgesetzten sprechen konnte. Juden durften in der Militärgrenze keinen Grund erwerben und wurden in den Städten nur in ganz beschränkter und genau festgelegter Zahl geduldet.
Die habsburgische Dynastie in Wien war sich jedoch ihrer deutschen Aufgabe nicht bewußt und lieferte das heiß erstrittene Siedlungsland dem madjarischen Chauvinismus aus. — Bald nach dem Ausgleich vom Jahre 1867 und der Überlassung dieser Gebiete an Ungarn setzten die Madjaren in den Jahren 1871 bis 1873 die Auflösung der Militärgrenze durch. Eine deutsche Organisationsleistung weltgeschichtlichen Ausmaßes zerfiel damit und geriet bei den nachfolgenden Generationen immer mehr in Vergessenheit. Doch gerade heute, wo nach den deutschen Waffensiegen das deutsche Volkstum wieder als ordnende Macht in diesem Raum auftritt, müssen wir uns auf unsere geschichtlichen Leistungen und die deutsche Sendung in diesem Raum besinnen.
So stehen heute an einem Abschnitt der ehemaligen Militärgrenze die Soldaten einer bodenständigen ϟϟ-Freiwilligen-Division. Es sind deutsche Bauern, die zum Schutze ihrer Heimat und ihrer Sippen unter Waffen stehen. Sie wollen also Wehrbauern, Bauern und Soldaten zugleich sein.
Mit ihnen stehen manche Söhne dieser Militärgrenzvölker im Osten und kämpfen wieder unter deutscher Führung, freiwillig, wie es ihre Väter taten. Sie wissen, daß aus der Waffenbrüderschaft der Schlachtfelder im Osten die neue, größere europäische Einheit emporwächst. Sie wissen, daß sie im Interesse dieser Einheit so manche Opfer zu bringen haben. Sie wissen aber auch, daß dieser größeren Einheit dem deutschen Volk kraft seiner Leistungen die Führung zufällt.

STERNE ALS WEGWEISER

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Gestirne seit alters her zur Orientierung benutzt werden, ein Verfahren, das in der astronomischen Navigation auf See und in der Luftschiffahrt seine Vollendung gefunden hat. Für den Frontkämpfer ist aber nicht so sehr die Ermittlung seines Standortes nach geographischer Breite und Länge von Bedeutung, als vielmehr die Festlegung der Himmelsrichtungen zur Bestimmung der Marschrichtung, wenn die üblichen Hilfsmittel ausgefallen sind oder jeglicher Lichtschein unbedingt vermieden werden muß. Im folgenden sollen daher diejenigen Verfahren betrachtet werden, die Stellung und Lauf der Gestirne zur Richtungsbestimmung verwenden.

Am Tage kommt bei klarem Himmel eigentlich nur die Sonne in Frage. Die höchste Stelle ihres Tagesweges gibt uns die Südrichtung. Das ist zwar leicht ausgesprochen, aber die praktische Durchführung läßt viel zu wünschen übrig. Zunächst fehlt im Felde hierzu die nötige Zeit. Trotzdem sei das Verfahren hier erörtert. Ein Pfahl wirft einen Schatten. Der kürzeste Schatten gehört zur Südstellung der Sonne. Die Genauigkeit der Beobachtung wird erhöht, wenn man bedenkt, daß gleichen Schattenlängen zu beiden Seiten der Südrichtung gleiche Abweichungen des Schattens von der Südrichtung entsprechen — ebener Boden vorausgesetzt —, so daß also Süden immer wieder erhalten wird, wenn man den Richtungsunterschied zwischen gleichen Schatten hälftet. Dieser Schattenwerfer ist uralt, läßt jede Genauigkeit zu — kostet jedoch Zeit.

Schnell sind die Himmelsrichtungen gefunden, wenn eine ungefähr richtiggehende Uhr vorhanden ist. Die deutsche Sommerzeit ist die Ortszeit des 30. Längenkreises Ost, das ist etwa die Linie Leningrad—Kiew. Das Verfahren beruht auf der Überlegung, daß der kleine Zeiger der Uhr zwei volle Drehungen während eines Umlaufes der Sonne von Süd bis wieder herum nach Süd macht. Würde der Weg der Sonne parallel zum Horizont laufen — wie es am Nordpol der Fall ist —, so würde der kleine Zeiger doppelt so rasch wandern wie die Sonne. Wir halten die Uhr nun so, daß das Zifferblatt horizontal liegt und der kleine Zeiger nach der Sonne zeigt. Mittags um 12 fällt dann die Südrichtung mit der Richtung des kleinen Zeigers zusammen. Um 3 Uhr nachmittags hat er schon einen Viertelkreis zurückgelegt, die Sonne aber erst hiervon die Hälfte. Süden liegt also in der Mitte zwischen der 12 und der 3 auf dem Zifferblatt. Noch ein Beispiel: 6 Uhr abends, kleiner Zeiger auf die Sonne gerichtet. Süden liegt dann in der Mitte zwischen der 12 und dem kleinen Zeiger, also dort, wo die Ziffer 3 ist, um 8 Uhr abends also dort, wo die Ziffer 4 steht. Nachmittags gehen wir immer von der 12 im Sinne des fortschreitenden Uhrzeigers zum kleinen Zeiger, vormittags natürlich entgegengesetzt. Man mache sich das etwa für 9 Uhr früh klar. Befinden wir uns aber nicht auf der Linie Leningrad—Kiew, so müssen wir östlich davon die Zeitangabe der Uhr für jeden Grad um 4 Minuten vermehrt, westlich davon um 4 Minuten vermindert denken, ehe wir die Mitte zwischen 12 und dem kleinen Zeiger suchen. Wesentlich für die ganze Methode war unsere Annahme über den Lauf der Sonne. Wir

sind aber mehr oder minder weit vom Nordpol entfernt. Je weiter wir uns von ihm entfernen, um so mehr weicht der Sonnenweg von dem Lauf des Horizontes ab, um so steiler verläuft er. Der kleine Zeiger wandert nicht mehr doppelt so schnell wie die Sonne. Gehen wir noch weiter nach Süden, etwa nach Afrika, so ereignet es sich schließlich, daß der Sonnenlauf durch den Himmelsscheitel führt. Damit ist die Richtung des kleinen Zeigers unbestimmt und die Methode wird unbrauchbar.

Der tägliche Sonnenlauf bietet noch eine andere Möglichkeit dar. Die Aufgangsstelle wandert mit der Jahreszeit. Am Frühlingsanfang (21. 3.) und Herbstanfang (23. 9.) geht die Sonne überall — von den Polen abgesehen — im Osten auf und im Westen unter. Die Lageänderung der Aufgangsstelle ist zu dieser Zeit am größten. Ende Juni (21. 6.) und Ende Dezember (21. 12.) liegt die Aufgangsstelle ungefähr in Nordost, bzw. Südost, wenn wir annehmen, daß wir uns in mittlerer geographischer Breite auf der Nordhalbkugel befinden. Sie ändert sich einen Monat vorher und nachher kaum merklich. Für die übrigen Monate ist eine Schätzung vorzunehmen. Ist die Sonne nicht allzu weit vom Horizont entfernt, so läßt sich unter Hinzufügung des ortsüblichen An- oder Abstieges die Auf- oder Untergangsstelle ermitteln.

An Stelle der Sonne läßt sich auch der Mond benutzen, jedoch erfordert er erheblich mehr an Aufmerksamkeit. Man muß sich darüber klar sein, daß z. B. der Vollmond der Sonne genau gegenübersteht, er also sinngemäß benutzt werden kann. Ähnliches gilt für das erste und letzte Viertel.

Am nächtlichen Himmel ist die Orientierung sehr viel einfacher. Unsere Erdkugel dreht sich in 24 Stunden einmal herum, und daher sieht es so aus, als ob die Himmelslandschaft vorüberzieht, so wie wir aus dem fahrenden Zug die Telegraphenstangen in entgegengesetzter Fahrtrichtung vorüberfliegen sehen. Der ruhende Punkt am Firmament liegt daher auf der verlängerten Erdachse, ganz in der Nähe des Polarsternes oder Nordsternes. Gehen wir von ihm senkrecht hinab zum Horizont, so ist Norden gefunden. Es kommt also lediglich darauf an, diesen Nordstern zu finden. Die Aufsuchung geschieht vermittels des Großen Wagens, des bekanntesten Sternbildes. An die geknickte Deichsel schließen sich die Vorderräder an. Verlängert man die Verbindung der beiden Hinterräder fünffach nach der Seite des Deichselknicks, so stößt man in ziemlich sternarmer Gegend auf einen hellen Stern, den gesuchten Polarstern. Wichtig ist hierbei die Tatsache, daß der Große Wagen in unseren Breiten überhaupt nicht untergeht, d. h. also das ganze Jahr über zur Aufsuchung des Nordsternes geeignet ist. Das Verfahren ist so einfach, daß es mit zum eisernen Bestand der Ausbildung gehören sollte. Wenn man noch höhere Anforderungen an die Genauigkeit stellt, so denke man sich den Polarstern mit dem Deichselknick verbunden und vom Nordstern eine doppelte Vollmondbreite auf dieser Linie abgetragen. Lotet man diesen Punkt auf den Horizont herab, so ist Norden gefunden.

Nachts kann man die Himmelsrichtungen auch aus dem Lauf der Sterne ablesen, jedoch erscheint das Verfahren nur dann angebracht, wenn größere Teile des Himmels bedeckt sind und die Aufsuchung des Polarsternes nicht durchführbar ist. Ist nur der Wagen zu sehen, so ist damit auch schon die

Richtung zum Polarstern festgelegt, selbst dann, wenn auch die beiden Hinterräder unsichtbar sind. Ein anderes brauchbares und leicht zu behaltendes Sternbild steht dem Wagen in bezug auf den Polarstern gerade gegenüber. Man braucht nur die Wagenmitte mit dem Polarstern zu verbinden und diese Strecke um sich selbst zu verlängern. Damit stoßen wir auf das Sternbild Kassiopeia, das große W am Himmel. Erscheint es aber an der höchsten Stelle des Himmels, wenn wir nordwärts blicken, so hat es die Gestalt des M. Je nachdem wie es in einer Wolkenlücke erscheint, gibt es einen Hinweis, wo der Polarstern zu denken ist.

Endlich sei noch der Beobachtung horizontnaher Sternbilder gedacht, deren Auf- bzw. Untergangsstelle bekannt ist. Der Himmelsgleicher kann als der Weg eines genau im Osten auf- und im Westen untergehenden Gestirns beschrieben werden. Leider gibt es nur wenige helle Sterne auf dieser Linie. Das bekannte Sternbild Orion wird von ihr in den drei Gürtelsternen, auch Jakobsstab genannt, geschnitten. Der Adler berührt mit der linken Flügelspitze gerade den Himmelsgleicher. Beide Beispiele lassen sich in Ost und West verwenden.

Mögen auch sonst unsere Gedanken beim Anblick der Sterne andere Wege gehen, heute sollten auch die fernen Gestirne ihren Beitrag zur Erringung des Sieges leisten, und wenn hier und da einmal die Gestirne als Richtungsweiser dienen konnten, dann haben diese Zeilen ihren Zweck erfüllt.

Weil

Worte von Robert Bosch

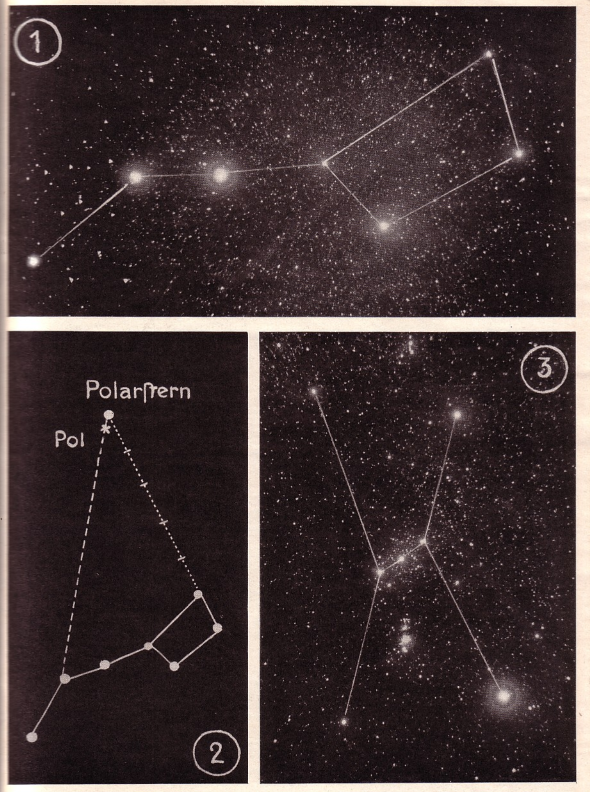
Charakter haben ist von allergrößter Bedeutung. Ein Mensch von Charakter lügt und betrügt nicht und hält sein Wort.

*

Immer habe ich nach dem Grundsatz gehandelt: „Lieber Geld verlieren als Vertrauen." Die Unantastbarkeit meiner Versprechungen, der Glaube an den Wert meiner Ware und an mein Wort standen mir stets höher als ein vorübergehender Gewinn.

*

Wer aufrichtig seinen Weg sucht, stets seinem Gewissen verantwortlich, dem dürfen wir unsere Achtung nicht versagen, er mag mit uns oder gegen uns gehen. Es wäre unklug, zu verlangen, daß künftig sich jeder einfach mit dem begnügt, was man ihm bietet. Es wird auch künftig Kampf sein, aber es sollte ein ehrlicher, anständiger Kampf sein



1 und 3 zeigen die einprägsamsten Sternbilder, den Großen Bär oder Großen Wagen und den Orion. Wie Bild 2 zeigt, ist die Orientierung nach dem Großen Wagen besonders leicht



SOMMER IN DER HEIMAT / AUSSCHNITT AUS EINEM GEMÄLDE VON TH. SCHÜTZ (1830—1900)

Gottes Wort

Es hat ein jed Kreatur ihr eigen Sprach, damit sie in den Himmel dringet. Sehet die Blumen, sie beten mit Farben und preisen also den Maienhimmel mit zarten Düften. Und höret die Vögel, die Bienen, sehet das schillernde Echslein und wie die Mucken um den Abendstrahl tanzen. All das ist schön, und was schön ist, das ist auch ein Gebet, so sein Himmel findt.

Ist nit ein jegliches: Stern, Mensch, Tier, Gottes Wort? Sind gesäet, wachsen und verderben nach der Stund, die ist in ihre Natur eingeordnet von Anbeginn. So wir ihnen lauschen in ihre Tiefe, so hören wir das ewig Gotteswort, gesprochen durch die Natur.

Wir können der Gott-Natur nichts nehmen und nichts hinzufügen. Selbst der irrende Wahn ist notwendig und hat seine Zeit. Von innen, aus dem eignen Selbst heraus, muß sich das höhere Leben entwirken.

Es hat ein jedliches Ding sein Gsatz und beides, zu wirken und zu leiden, ist die von Gott eingepflanzt Kraft in uns, und ist die Natur selbsten. Gott braucht ein jeden mit seinem Willen, nach seinem Willen, zu seinem Willen.

ERWIN GUIDO KOLBENHEYER



ALTE EICHE / BLEISTIFTZEICHNUNG

Ein Soldat erlebt einen Baum

Bei einer Geländeübung war einem Soldaten eine Eiche aufgefallen, die er wegen ihres ausgeprägten Wuchses zu zeichnen sich vorgenommen hatte.

Am nächsten dienstfreien Sonntag ging er hinaus, den Zeichenblock unter dem Arm, die Zeichenstifte in der Tasche.

Es war noch früh am Tage. Hart knallten des Soldaten Stiefel auf dem Pflaster der morgenstillen Straßen. Bald hatte er die Steinwüste der Großstadtgarnison im Rücken. Noch einige mit Grün durchsetzte Vorstadtstraßen, dann stand er vor dem Wald, dem weiten, stillen Wald.

Der Mann zögerte einzutreten. Eine Welle würzigen Kiefernduftes schlug ihm entgegen. Das war eine andere Welt als die, aus der er soeben kam. Er hielt den Atem an. — Und während er ihn pfeifend von sich stieß, stieß er zugleich die Hast der Großstadt von sich. Tief hob und senkte sich die Brust. Gelassen schritt er in die feierliche Halle.

Er fühlte sich im Einklang mit sich selbst und mit der Welt um ihn. Er wußte beides aus der gleichen Mitte her bewegt, sich selbst und die ihn rings umgebende Natur.

Nun brauchte er sich nicht mehr zu wappnen gegen etwas außer ihm. Denn hier gehörte alles ihm. Es war um ihn und in ihm. Das Raunen und das Flüstern in den Zweigen und den Tiefen, es war in seiner Brust. Das Fluten und Glänzen der Farben, des Lichts und der Schatten, er hatte es als Bild in sich. Die starken und zarten Formen der Bäume und Gräser, er brauchte sich nicht Mühe zu geben, sie zu betrachten. Das Gesetz, nach dem sie waren, war sein eigenes. Seine Augen und Ohren waren nach innen gerichtet. Und doch fand alles Eingang, das Nächste und das Fernste, die Gräser und die Bäume, die Vögel und Eichkatzen, der See und der Himmel, der Nebel und die Morgensonne, das Zwitschern und das Rauschen, eine ganze Zauberwelt von Tönen und Gestalten.

Und das war dem Soldat das tief Beglückende: klar und bewußt erlebte er das alles als eine unabänderliche Ordnung.

Ein Singen und Klingen erwachte in der Ferne, kam näher, schwoll an zu rauschenden Akkorden. Begann es in dem Flüstern des Gezweigs, im Sang der Vögel oder in der Brust des Mannes?

Gestalten wuchsen aus dem Boden, wie von Künstlerhand gemeißelt, würdig einer Welt voll Schönheit.

Bildtafeln füllten Flächen eines Raumes, der nicht zu übertreffen war an schlichter Form und doch so reich an Formen wie der Wald.

Da stand die Eiche des Soldaten, die er sich unterfangen wollte, mit dem Stift auf ein Papier zu bannen. Jetzt wußte er, wie er sie zeichnen mußte, nicht als ein Spiel von Linien, wie er sie früher sah, nein so, wie er sie heute, jetzt erlebte, als das Gesetz des Schöpfers, das sein eigenes war. Mit

einem Bleistift auf Papier? Ja, mit Bleistift auf Papier, das war sein fester Wille, wollte er das Gottgesetz im Baume niederschreiben.
Halt, mein Lieber, rief der Gott, so leicht hast du mich nicht — und er entzog sich ihm gerade in dem Augenblick, als der Soldat sich anschickte, die erste Linie auf das Papier zu setzen.
Da stand die Eiche, ein Baum wie alle anderen, aus Stamm, Gezweig und Blattwerk, mit zernarbter Rinde, grau und grün, ein Gewirr von Licht und Schatten. Wo war das Göttliche daran?
Da saß der arme Mann, ein König, der sein Reich verloren hatte.
Jetzt hatte er sich zu entscheiden. Würde er den Kampf aufnehmen oder verzichten? Er entschied sich als Soldat. Er trat an zum Kampf, zum Kampf mit Gott. Nicht eher würde er das Ringen enden, als bis er Gott gezwungen hätte, ihn als Werkzeug anzunehmen. Es war ja nicht Vermessenheit, was ihn so handeln hieß. Er wollte ja nur dienen, das ewige Gesetz aufschreiben für die Brüder, damit sie besser den Weg zu eigenem Erleben fänden. Das war sein Gottesdienst an diesem Sonntag.
Nachdem er sich so noch einmal Rechenschaft für sein Tun gegeben hatte, machte er sich an die Arbeit. Er setzte alle Waffen ein, den Willen und die Phantasie, die Vorstellung und den bewußten Verstand. Alles sammelte er auf einen Punkt, auf den Punkt, in dem die Spitze seines Stiftes das Papier berührte. Mit allen seinen angespannten Kräften begann er nun die Eiche zu erschaffen. Er vollzog an ihr die Schöpfung neu. Kraftvoll aus der Wurzel ließ er sie erwachsen in den Stamm, die Äste, Zweige und Blätter. Und wie er sie zum Leben erweckte, erlebte er mit ihr die Hunderte von Jahren durch. Er war bei ihr im Jubeln mit der Sonne, im Ringen mit dem Wind, in den Jahren reicher Nahrung und in den Jahren des Hungers.
Mit feinsten Sinnen spürte er, wie hier der Ast sich rückwärts wenden mußte, im schönsten Schwunge aufgehalten, ob er wollte oder nicht. Er mußte sich versagen, um dafür nach verzweiflungsvollem Hin und Her um so schöner sich dem Ganzen einzufügen. Nichts konnte wachsen, wie es wollte. Eins mußte sich zum anderen fügen. Da ging es oft hart her. Gar manchem Zweiglein hätte es besser behagt, sich in anderer Richtung zu bewegen. Nein, dem Ganzen dienen, forderte das Gesetz des Baumes.
Auch das vergaß der Zeichner nicht, was scheinbar gegen das Gesetz verstieß, die dürren Äste und das von Mißwuchs und Fraß befallene Gezweig, das zugrunde gehen mußte, weil es nicht genügend Lebenskraft besaß oder einer fremden Kraft erlag.
Immer tiefer drang der Soldat in das Wesen seines Schaffens ein. Er hätte jetzt genau so gut auf einem kahlen Felsen im Meer sitzen können oder in einer stillen Stube. Den Baum da vor sich hatte er schon lange nicht mehr angesehen. Aus sich heraus erschuf er ihn. War er noch selbst der Schaffende? Oder schuf in ihm und aus ihm der im ewigen Gesetz der Schöpfungen Gemeinsame? Ja, von dem Wollen des Soldaten überwältigt, war er in die Brust des Menschen eingekehrt. Mensch und Gott waren eins geworden, eins im Werk, das nun vollendet war.

H. K.

YAMATO

Yamato ist der Name einer japanischen Landschaft. Da aus diesem Raum hervorragende japanische Soldaten hervorgegangen sind, ist der Name Yamato ein Sinnbild für Tapferkeit und Pflichterfüllung geworden. Nichts läßt sich von einem fremden Volk auf das eigene übertragen. Aber lernen können wir aus dem japanischen Beispiel, wie Tapferkeit und Mut im religiösen Grundgefühl wurzeln.

Es geschah im Jahre 1932 westlicher Zeitrechnung, daß ein japanischer Major, bei den Kämpfen um Schanghai schwer verwundet, die Besinnung verlor und so das Unglück hatte, in die Hände des Feindes zu fallen. Durch die vorrückenden japanischen Truppen wurde er hernach wieder befreit und zurückgeführt. Eines Tages war in der Presse zu lesen, daß der Major gerade auf dem Schauplatz der Kämpfe, in deren Verlauf er gefangengenommen worden war, sich den Freitod gegeben hatte.

Was vermittelt uns dieses Vorkommnis? — Nur weil er verwundet und besinnungslos lag, war der Offizier gefangengenommen worden; war das eine Schande für einen Krieger? Warum bereitete er seinem Leben ein Ende, statt sich weiter für das Vaterland einzusetzen und ihm mit seinen Kenntnissen, seiner Erfahrung, seinem Mut und seinem Geist zu dienen? — Nur aus dem Yamato-Geist her, jenem Geist des japanischen Menschen, ist seine Handlungsweise zu erklären.

In den Sagas im westlichen Japan ist die Tradition des kraftvollen Rittergeistes ganz besonders lebendig geblieben; die Grundlage für die Geisteserziehung des Saga-Ritters ist in dem Buch „Hagakure", einem Werk über die ritterliche Moral, zu erblicken, in dem es heißt: „Wenn du zwei Wege — Leben oder Tod — zu wählen hast, so wähle den letzteren." Der Major, der diese Lehre tief in sich trug, ging den Weg des Todes. Doch warum soll man den Tod suchen?

In dem Ritterkodex der japanischen Krieger von heute, „Senjinkun" oder die Lehre im Kriegslager, heißt es: „Lebend sollst du nicht die Schande des Gefangenen tragen; nach dem Tode sollst du nicht den schlechten Ruf von Schuld und Unheil hinterlassen." Von alters her gilt es in Japan als eine große Schande, in Gefangenschaft weiterzuleben; eher soll man sterben.

Es mögen im gegenwärtigen Krieg — anders als in alten Zeiten — gewisse Fälle nicht zu vermeiden sein, in denen man gefangengenommen wird; man mag durchaus der Ansicht sein, man brauche nicht unbedingt zu sterben, sobald man nur mit den hochentwickelten neuzeitlichen Waffen seine Pflicht, ja, sein Äußerstes getan hat, und man nützt seinem Lande viel mehr, indem man am Leben bleibt und seine Bestimmung — sei es im Kriege oder im Frieden — erfüllt. Eine solche Anschauung hat eine gewisse Berechtigung; der japanische Soldat indessen denkt anders: Wenn er in der Schande der Gefangenschaft weiterlebt, so bedeutet dies, daß er nicht bis zum Tode gekämpft hat, daß er noch die Möglichkeit gehabt hat, weiterzukämpfen, und er ist von tiefem Bedauern darüber erfüllt, daß er für Tenno, Vaterland und Volk nicht bis zum Tode gekämpft hat.

„Sei es zur See, wo meinen Leib das Seewasser tauft,
Sei es zu Land, wo mein Gebein in den Bergen das Moos deckt —
Allein für den großen Herrscher will ich kämpfen
Ohne einen Gedanken an mich."

Wie dieses uralte Lied, das wir immer wieder anstimmen, zum Ausdruck bringt, ist es überhaupt nicht denkbar, daß der Soldat ins Leben zurückkehrt. — Lord Nelson sagte bei seinem Tode: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan"; der Japaner aber kämpft nicht um der Pflicht willen, sondern um sein Leben aufzuopfern. Erwin Bälz, einer der besten Kenner Japans, berichtet ein eigenes Erlebnis aus der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges: Ein japanischer Bekannter besuchte ihn mit seinem Sohn, der am nächsten Morgen an die Front einrücken sollte. Nachdem der junge Mensch sich verabschiedet hatte, unterhielt sich Dr. Bälz mit seinem japanischen Bekannten über den Krieg; der alte Mann erzählte ihm, daß er vor vier Jahren beim Boxeraufstand den ältesten Sohn verloren hätte und nun den zweiten in den Krieg schickte. Er fuhr fort, daß sein in Ehre getragenes Familienwappen nunmehr keinen Träger mehr haben werde, da er keine weiteren Söhne habe. Bälz sagte ihm tröstend: „Nicht alle, die zur Front gehen, sind zum Fallen bestimmt; ich glaube, Ihr Sohn wird mit großem Waffenruhm heimkehren." Der alte Vater schüttelte den Kopf und entgegnete: „Nein, mein Sohn geht in den Kampf, um den Heldentod zu finden, nicht um lebend heimzukehren." — Erwin Bälz stellt fest: Es war ein gelassenes Wort, wie es einem Philosophen zukommt.

Diese Einstellung ist der wahre Grund, warum Japan bisher keinen Krieg verloren und auch im gegenwärtigen Krieg Großostasiens wundervolle Erfolge errungen hat. Es ist nichts anderes als eine todesmutige Tat, in den denkbar kleinsten Unterseebooten an die gewaltigen Kriegsschiffe der USA.-Flotte heranzugehen und sie zu versenken. Die Selbstvernichtung der japanischen Flieger hat den Sinn, sich selbst als einen Teil der Bombenlast zu betrachten und in den Feind zu stürzen, um ihrer Bestimmung gerecht zu werden. Am 12. Dezember vorigen Jahres gab das Kaiserliche Hauptquartier bekannt, daß neun von zehn Marineflugzeugen sich selbst erfolgreich vernichtet haben. Dieser Heldengeist ist es, der das japanische Reich geschützt; dieser Heldengeist hat es der japanischen Wehrmacht bereits in den Jahren 1274 und 1281 gestattet, mit nur 50 000 Mann die weit überlegenen Mongolen, die etwa 150 000 Mann zählten, vernichtend zu schlagen und ihren furchtbaren Überfall abzuwehren. Im Chinesisch-Japanischen Krieg von 1894/95 und im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 wurden die glänzenden Siege Japans eben durch diesen Geist herbeigeführt. Und auch die Soldaten, die heute im unerhört weiten Raum des Pazifiks zu Land, zur See und in der Luft kämpfen, sind alle darauf gefaßt, dem Vaterland ihr Letztes zu opfern und in die Reihen der Götter einzugehen.

Diejenigen, die einen solchen Geist als Fatalismus bezeichnen und in ihm eine sinnlose Verachtung des teuren menschlichen Lebens erblicken, sind weit entfernt davon, den japanischen Soldatengeist zu verstehen. Die kühnen Waffentaten der japanischen Soldaten sind Offenbarungen eben



Japanische Darstellung eines Samurai-Kriegers,
der sein Leben der Ehre und dem Volke weiht

dieses kraftvollen Geistes, der für das Bestehen und die Ehre des Reichs, für die Gerechtigkeit und den wahren Frieden wirkt.
Es würde auch ein unverzeihlicher Irrtum sein, wollte man in diesem Geist auch nur eine Spur ursprünglicher Brutalität sehen. Die Liebe des japanischen Menschen zur Blume ist bekannt; seine Ästhetik läßt ihn jedoch nicht die Blume allein suchen, vielmehr schätzt er sie im organischen Verein mit den Blättern und Zweigen; deshalb schneidet er niemals die Blüte allein ab, sondern läßt sie an ihrem Zweig. Die japanische Zivilisation hat ihren Menschen nicht allein den hohen Opfergeist, sondern auch ein empfindsames Mitgefühl beigebracht. Dieses Mitgefühl bewährt sich in der Haltung des japanischen Soldaten gegenüber dem Feind, besonders dem gefangenen. Aus dem Mittelalter wird hierfür ein schlagender Beweis berichtet: Im Jahre 1184, im Verlauf eines erbitterten Bürgerkrieges, besiegte der hervorragende Krieger Kumagai einen Ritter aus dem feindlichen Lager, Atsumori, und nahm ihm nach der damaligen Kriegssitte den Kopf. Atsumori zählte noch nicht zwanzig Jahre, und von seinem frühen Tod erschüttert, legte Kumagai das Schwert ab, verließ den Ritterstand und wurde Priester, um als solcher sein Leben mit Gebeten für das Seelenheil des Gefallenen zu verbringen.
Im vergangenen Weltkrieg gelangten japanische Freiwillige, die in der kanadischen Armee dienten, an der Westfront zum Einsatz; unter ihnen befand sich der Freiwillige Isomura, der bei einem Angrifff auf einen deutschen Verwundeten stieß. Der Verwundete gab durch schwache Bewegungen zu erkennen, daß er furchtbaren Durst litt, und ohne zu zögern gab ihm Isomura aus seiner Feldflasche zu trinken, in der sich noch ein letzter Rest kostbaren Wassers befand. Mittlerweile war ein britischer Soldat herangekommen, der den verwundeten Deutschen mit dem Bajonett anfiel; Isomura warf sich dazwischen und rief: „Siehst du denn nicht, daß der Mensch schwer verwundet ist?" — „Ach was", entgegnete der Brite, „verwundet oder nicht verwundet — jeder Feind mehr, der getötet wird, ist für uns ein Gewinn." — „Wo ist denn deine christliche Nächstenliebe?" „Die habe ich zu Hause gelassen, als ich in den Krieg zog", entgegnete der Brite.
Ebenfalls im Weltkrieg hört der japanische Freiwillige Morooka einen blutjungen Gegner, den er mit dem Bajonett angriff, „Mutter!" rufen. Als er das Wort hörte, das ihm bekannt war, konnte er nicht zum zweitenmal mit dem Bajonett gegen den Feind stoßen, und dieser soll auf diese Weise. wenngleich verwundet, gerettet worden und später in die Heimat zurückgekehrt sein.
Die Japaner halten es zwar für unter ihrer Würde, gefangengenommen zu werden, doch haben sie ein tiefes Mitgefühl für die Gefangenen, die sie selbst machen. Im Laufe des russisch-japanischen Krieges kamen viele Russen als Gefangene nach Japan, und keiner unter ihnen wird sich wohl ohne Dankbarkeit der großzügigen Behandlung erinnert haben, die ihm in Japan zuteil wurde. Eine solche Haltung gegenüber dem verwundeten Feind gilt in Japan seit alters als Tugend. Aus der Geschichte geht deutlich hervor, daß die am Mongoleneinfall beteiligten feindlichen Koreaner, die in japanische Hand fielen und keiner besonderen Behandlung wert waren, eine menschenfreundliche Aufnahme gefunden haben; der Kaiser von

Korea hat sich sogar veranlaßt gesehen, der japanischen Regierung in einem Schreiben seinen Dank für eine solche Behandlung zum Ausdruck zu bringen. Hierbei ist zu bedenken, daß es sich beim Mongoleneinfall um eine denkbar gefährliche Bedrohung Japans und seines Volkes gehandelt hat. Im Russisch-Japanischen Krieg fiel der I. Division und der II. japanischen Armee die Fürsorge für die ersten russischen Gefangenen zu; es wurde eine Besichtigung der Gefangenen befohlen, die den Zweck hatte, die japanischen Soldaten mit den Uniformen, Kennzeichen und Merkmalen des Gegners vertraut zu machen. Eine Anzahl Mannschaften einer bestimmten Kompanie stellte sich bei der Besichtigung jedoch nicht ein, und als Grund hierfür wurde folgende Überlegung festgestellt: Es ist eine Schande, als Soldat gefangengenommen zu werden, und es ist unerträglich, als Gefangener das Gesicht dem Feinde zeigen zu müssen; der Samurai begreift die Gefühle des Samurai und erspart ihm diese Demütigung. — Aus diesem Grunde nahmen die Soldaten an der Besichtigung der russischen Gefangenen nicht teil. — Die feindlichen Offiziere, die den Befehl gaben, alle Japaner, selbst die gefangenen, zu töten, dürften die Haltung der japanischen Soldaten nicht verstanden haben.

Auf einem der Schauplätze des gegenwärtigen Krieges Großostasiens, den Philippinen, wurde Anfang Januar eine Anzahl japanischer Zivilisten von den USA.-Truppen niedergemetzelt; in der Geschichte Japans kommen solche Greueltaten nicht vor.

Die Japaner kämpfen heute für das Vaterland und für alle Völker Großostasiens, sie kämpfen einen opfervollen, schweren Kampf, in dem sie an sich selbst die härtesten Anforderungen stellen; nichtsdestoweniger haben sie tiefes Mitgefühl für die Mitmenschen, und aus diesem Umstand werden im Verlauf der Kämpfe zahlreiche bezeichnende und rührende Vorkommnisse entstehen, die in die Geschichte des Krieges eingehen und dort ihrerseits Zeugnis ablegen werden für den Geist Japans, den Yamato Tamashii.

Kazuichi Miura

Und haben wir die Treue
und nichts sonst auf der Welt,
das ist genug, und keiner
ist dann vor uns gestellt.

Die kann uns keiner schmähen,
da hält kein Feind mehr Schritt,
die kann der Tod nicht mähen
mit seinem harten Schnitt.

In dir und mir und allen,
da wächst sie früh und spät,
und mitten, wo wir fallen,
da wird sie ausgesät.

Und haben wir die Treue
und nichts sonst auf der Welt,
das ist genug, und keiner
ist dann vor uns gestellt.

HANS BAUMANN

Die Vision des großen Königs



Der Tod begleitete mit einladender Geste den Weg, auf dem Offiziere und Soldaten ihren todwunden König Friedrich trugen, ihn aus dem Fährhause bei Ötscher hinüber über die Oderbrücke nach dem Schlosse Reitwein zu bringen. Als er auf der Bettstatt lag, ganz allein im düsteren Raum (die Offiziere besprachen im Nebenzimmer das Unglück des Tages), pochte der Tod beim König an: Folge mir, verlaß den Weg des Leidens und der Qualen. Ausruhen sollst du von den Mühsalen des Lebens. Siehe, ich schenke dir Ruhe und Frieden.

Des Königs Gedanken kreisten um das Blutbad von Kunersdorf, er vernahm im Geiste das Lärmen der Schlacht, fühlte die vereinigte Streitmacht der Russen und Österreicher heranfluten, feuerte sein Heer zum Kampfe an, mußte aber doch erkennen, daß der Hunde dort zu viele waren, die das edle Wild zu Tode hetzen wollten. Für einen Augenblick kam das volle Bewußtsein zurück. Die zittrige Hand ergriff ein Blatt und brachte den Befehl an den General Fink zu Papier.

Als der General an das Krankenlager trat, bewegten sich die blassen Lippen des Königs. Er suchte mit letzter Kraft die Zeilen des Blattes zu wiederholen:

„Die unglückliche armée, so ich Ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, sich mit den Russen zu schlagen... Wen Laudon nach Berlin wolte, Solchen könte Er unterwegens attaquiren und Schlagen. Solches, wo es guht gehet, gibt dem ungelük einen anstandt und hält die sachen auf. Zeit gewonnen ist Sehr vihl bei dißen desparaten Umständen." —

Der König liegt allein. Dunkelheit füllt den Raum, und in ihr werden aufs neue die Stunden der unseligen Schlacht wach: In dem Fiebertraum stürzen Pferde, sterben Krieger, in den Ohren braust der gelle Ruf des Kampfgewühls.

Da heben sich die Augenlider, der Blick fällt in den Spiegel an der Wand: Der König schaut ein weißes Angesicht und im Schatten tiefer Höhlen verglimmende Augen. Ein Schrei möchte sich der Kehle entringen. Der Tod legt die Hand auf die Schulter des Königs und spricht leise, ganz leise, gütige Worte, um ihn aus dem qualvollen Leben des ewigen Kampfes zu locken.

Das Herz schlägt matt. Der König hat seit der verlorenen Schlacht nichts mehr an Speise und Trank zu sich genommen. So hat die Erscheinung des Todes es leicht, den Gedanken ans Sterben zu nähren. Ein ermatteter Leib ist rascher bereit, das Leben aufzugeben. —

Hinter der Gestalt des Todes erscheint plötzlich das strenge Gesicht des Vaters. „Hab' ich ans Sterben gedacht, Sohn", glaubt er zu vernehmen, „als alle Glieder im Schmerz zu zerreißen schienen, als die Gicht meinen Körper plagte? Mein Leben war nur Arbeit, Sorge und Qual. Es gab ungezählte Stunden, da mir der Tod Rettung gewesen wäre. Aber mich hielt die Pflicht! Immer den Weg der Pflicht gehen, das macht den Mann zum Manne. Nur so erringst du schließlich die Krone des Kämpfens. Und wisse, Sohn, höher als ich und du gilt Preußen!"
Friedrich fährt empor. „Preußen!" geht es laut über seine Lippen.
Der treue Diener, der im Nebenraum Wache hält, blickt erschreckt durch die leicht geöffnete Tür. Er sieht den Todesschweiß an der fahlen Stirn seines Königs und gießt ihm ein wenig Wein über die zitternden Lippen. Er wird froh, weil der matte Leib es annimmt. Mit leisem Schritt entfernt sich der Diener wieder.
Eine Weile geht hin. Der König rafft sich empor, starrt in das flackernde Licht der fast herabgebrannten Kerze.
„Das Leben verlischt wie das Licht", denkt es hinter der hohen Stirn. „Nur, daß das Licht als lebloses Ding keine Qualen erduldet, keine so unsagbare Not des Leibes und des Geistes."
Wieder schüttelt das Fieber den König. Die Rechte greift nach dem Rock auf dem Stuhl und holt die kleine Silberbüchse hervor. Aber wie er den Behälter mit Gift in der Hand fühlt, beginnen die Kräfte des Lebens dem Leibe Bewußtsein zu geben. Noch einmal glaubt er des Vaters Worte zu hören. „Höher als ich und du gilt Preußen." Der Satz schießt ihm durch Hirn und Herz. Und nun, da der König wieder Bewußtsein gewinnt, ist auch die Königsseele wach. „Soll ich dir folgen, Tod? Führst du das Heer aus der Niederlage zu neuem Sieg? Sterben ist leicht in diesen Stunden unaussprechlicher Not. Immer den schweren Weg wählen, den Weg der Härte, der eisernen Pflicht. Allein so gewinnt der Mensch die Krone der Kämpfe." Sowie des Königs Geist wieder solche Gedanken denkt, wächst der Wille zum Leben und zum Kampf. Eine Stunde verrinnt noch, in der die Kräfte zusammenströmen. „Preußen braucht den Willen des Königs, wenn die Armee auf den Schlachtfeldern liegt, Ersatz kaum ausgebildet ist, das Offizierkorps zumeist aus Knaben besteht." Die Worte, die er einst an Voltaire schrieb, steigen in der Erinnerung herauf: „Ich aber, dem der Schiffbruch droht, muß, mutig trotzend dem Verderben, als König denken, leben ..." Er setzt den Gedanken fort, anders als einst in der Stunde, da er ihn zu Papier gebracht — „und darf nicht sterben. Nein!" Das letzte Wort wirft er laut und entschieden in den Raum. Der Leibjäger tritt gleichsam befohlen ins Gemach. Der König sitzt aufrecht.
„Bring Er mir das Frühstück!" fordert er den Diener auf. Dieser, völlig überrascht über die schier wunderbare Wandlung des Zustandes seines Königs, erfüllt eiligst das Gebot. Der König läßt den Adjutanten bestellen. Als der Offizier höchst überrascht ins Zimmer tritt, findet er den König bereit, Befehle auszugeben.
„Die Lage sei also nicht aussichtslos?" —
„Russen und ihre Verbündeten seien uneinig über den Fortgang der Auseinandersetzung mit Brandenburg. Sie scheuen auch nach Kunersdorf den Wagemut Preußens."
Des Königs Feuerseele lodert hell auf. „Wo steht der Feind?"
„Er lagert zur Stunde in den Wäldern zwischen der Oder und der Reppener Allee."
„Schreib Er meinem Bruder!" gebietet der König dem Offizier. „Ich verkündige das Wunder des Hauses Brandenburg. Der Feind hätte eine zweite Schlacht wagen und den Krieg beenden können. Er hat es nicht gewagt; unsere Lage ist weniger verzweifelt, als sie gestern war."

Während der Offizier die Worte niederschreibt, tritt der König, nun schon den Soldatenrock um die Schultern, neben ihn. Die blauen Augen treffen den Blick des Adjutanten. Der König schlägt ihm auf die Schultern:
„Stelle Er sich vor, was mein Geist in dieser Nacht gelitten. Fast war das Maß meiner Leiden zu groß. Der Tod schien Rettung zu sein. Höre Er. Als mich der Tod aus dem Leben locken wollte in dieser Nacht, habe ich, obschon das Sterben leicht gewesen wäre, dem Tode den Gehorsam verweigert. Im dunkelsten Augenblick griff meine Hand nach dieser Dose, die das Gift enthält. Weiß Er, was es heißt, wenn ich lebend hier stehe? Oft ist es leichter, aus dem Leben zu gehen, als nicht zu sterben. Der schwerere Weg ist im Leben immer der richtigste. Ich habe ihn gewählt, damit mein Staat aufrechterhalten bleibe. Der Wille ist stärker als Tod und Verderben!"
Heilige Stille erfüllt den Raum. Der Offizier steht in vollendeter Haltung vor dem König.
„Mögen die Jungen der Nation es für alle Zeiten merken. Es gibt Augenblicke, in denen der Tod aus dem Leben lockt vor der Zeit. Wer dem Tode folgt und sich zum Gift oder zur Kugel flüchtet, ist ein Schwächling und übt am Leben Verrat!" —
Des Königs Mut und der Wille zum Leben retteten Preußen. Auf die Niederlage von Kunersdorf folgten die Siege von Liegnitz und Torgau. Und Preußen gewann den Siebenjährigen Krieg.
Das preußische Wunder war Friedrich selber. Das Wunder war der Gedanke der Pflicht. Er wurde in Preußen geboren, und seine vollkommenste Verkörperung war der König.

Gerhart Schinke

Ihr seid geborgen im Herzen der Heimat

Der Rhein trägt Eisschollen. Die Morgensonne treibt mit den blanken Kristallen ihr glitzerndes Spiel und verklärt die Mauern der alten Stadt am Strom.
Ich suche ein Haus, in dem wohl wenig Sonne sein mag seit jenem Tage, der vor einem halben Jahre die Botschaft vom Heldentod des einzigen Sohnes brachte. Aber die Mutter ist gefaßt und kann auch schon wieder ein wenig fröhlich sein. Ich finde auch die Quelle dieser tapferen Überwindung: „Ich habe eigentlich immer nur für meinen Sohn gearbeitet und gesorgt. Jetzt will ich der Idee dienen, für die er gefallen ist, so gut ich kann. Ich habe eine Mütterberatungsstelle übernommen, und sehen Sie, ich nähe gerade für die NSV."
Ich muß der Mutter vom letzten Abend ihres Sohnes erzählen, vom siegreichen Durchbruch durch die Stalin-Linie, vom Gefecht im Morgengrauen und vom tapferen Sterben ihres Sohnes. Und das macht die Mutter so stolz, daß ihr Sohn nun auf jener Höhe am Sbrutsch ein schönes Grab gefunden hat, die er mit seinen Männern bis zum Letzten verteidigte. —
Über dem Land an der Ruhr liegt im hereinbrechenden Abend grau der Qualm der Schlote. Eine dunkle Schwere liegt auch über dem Haus, das ich betrat. Zwei Söhne blieben vorm Feind. Die Trauer der Eltern ist bis ins Innerste beherrscht. Der Vater, ein alter weißhaariger Offizier, spricht von

den Söhnen. Es ist ein ganz alter Mannschaftshaus-Kamerad darunter. Was unseren gefallenen Kameraden in den Jahren des Aufbaus der Häuser bewegte, das hat der Vater miterlebt. Und nun möchte er, daß diese Bindung und Lebenserfüllung, die sein Sohn in unseren Häusern fand, bleibt in der Bindung seiner Familie an die Häuser.

Das Einzelschicksal versinkt im Gespräch. Der alte Soldat möchte hören, wie die Front ist, wie der Gegner ist, und er findet auch Worte der Zukunftsgläubigkeit: „Man kann es nicht glauben, daß sie tot sind. Sie kommen wieder und bleiben mit dem Sieg und der glücklichen Zukunft." Seine Augen gehen zu den Bildern der Söhne. In einer Vase blüht langstieliger weißer Flieder. Ein kleiner heller Schein steht in den Augen des Vaters. —

In einer kleinen Stadt im winterlichen Thüringerland. Der einzige Sohn ist geblieben. Die Mutter zeigt mir seine letzten Briefe: „Es ist mein Trost, daß ihm das erfüllt wurde, stürmen und siegen zu dürfen. Wir waren so gewohnt, daß er ganz in der Idee aufging. Sein Tod muß uns ja die Krönung seiner Haltung sein." —

Stuttgart. Hier muß ich vier Trauerhäuser aufsuchen. Einmal treffe ich niemand an. Der Vater ist auch Offizier, und die Mutter versieht den Haushalt einer kinderreichen Familie.

Mit einer Mutter sitze ich vor dem blumengeschmückten Bild des gefallenen Sohnes. Es fallen wenig Worte; aber eines blieb mir haften:

„Was mich so traurig macht — daß nun gar nichts bleibt von meinem Sohn. Wenn er wenigstens ein Kindchen hinterlassen hätte. Da könnte man doch sein Gesicht noch sehen, denn das wäre sicher darin." —

An der Nordsee in einem Lehrerhaus. Auch hier kommt ein Sohn nicht wieder. In den Tagen der Trauernachricht ist die Schwester mit ihren Kindern zu ihren Eltern geeilt. Die beiden Kleinen sind Trost und Freudenbringer in aller Trauer. Die Mutter hat einen unerfüllten Wunsch: „Wenn er doch Kinder hinterlassen hätte. Ich weiß es jetzt: man soll auch in Notzeiten — ja gerade dann — Kinder haben. —

Bei der Mutter eines gefallenen Kameraden weilt die Braut. Ihre tiefen tapferen Wort sind mir unvergeßlich: „Mein Glück habe ich hingeben müssen; aber es kommt da dafür das Glück vieler junger Menschen in Friede und Freud' einer besseren Zukunft." —

Im dämmernden Abend stehe ich am Meer. Meine Gedanken wandern zu den Kameraden, die wir im Osten zur Ruhe betteten. Ihre frohe Jugend, ihr Tatendrang sind stumm und kalt. Ihr tiefster Glaube, ihre beste Sehnsucht aber strömten ins Herz der Heimat, machen die Trauer stolz und richten auf aus der Bitternis des Opfernmüssens zu gläubigem Vertrauen auf Zukünftiges, das Glück und Freude sein wird.

Das Meer rollt, Welle um Welle, ins Dunkel. Sterne glimmen auf — über uns und über euch, ihr stillen Kameraden in fremder Erde. Aber ihr seid uns ja ganz nahe im ewigen, heiligen Herzen der Heimat.

Theo Hickfang

Die Drohne hat keinen Vater

Eine wichtige Tatsache für die Lehre von der Vererbung



Aus dem naturgeschichtlichen Unterricht wissen wir, daß ein Lebewesen immer ein Produkt von Vater *und* Mutter ist; biologisch gesprochen heißt das: Erst muß sich das weibliche Ei mit der männlichen Samenzelle vereinen, das Ei muß also befruchtet werden, ehe ein neues Lebewesen daraus entstehen kann. So ist es in der Regel, und wir sind von dieser naturgesetzlichen Tatsache so überzeugt, daß wir nur mit Verwunderung von einer Ausnahme Kenntnis nehmen.

Und doch gibt es solche Ausnahmen — wie überall im Leben —, und der Biologe kennt diese Erscheinung unter dem Namen „Parthenogenesis“ (parthenos = Jungfrau, genesis = Erzeugung) und versteht darunter die „jungfräuliche Geburt“, bei der ein neues Lebewesen aus einem unbefruchteten Ei entsteht. Diese höchst merkwürdige Erscheinung läßt sich wissenschaftlich noch nicht recht erklären, sie muß zunächst als eine einfache Tatsache hingenommen werden. Zu solchen aus einem unbefruchteten Ei hervorgegangenen Lebewesen gehört auch die Drohne.

Wir erinnern uns, daß es im Bienenstaat drei Gruppen von Bienen gibt. Zunächst ist da die schon durch ihre Größe hervorragende Königin, die die Aufgabe hat, möglichst viele Eier zu legen. Sie erfüllt diese Aufgabe auch mit größtem Eifer, denn sie legt täglich im Frühjahr und Sommer die stattliche Zahl von 500 bis 2000 und sogar 3000 Eiern — im Jahr insgesamt 150 000 bis 200 000 Stück — zum Wohle ihres Volkes. Eine andere Aufgabe hat die Königin nicht zu erfüllen, nur für den notwendigen Geburtenüberschuß in ihrem Staate muß sie sorgen.

Dafür wird sie von der zweiten Gruppe im Bienenstaat, den sogenannten Arbeiterinnen, auch redlich belohnt, indem diese ihre Königin kräftig nähren und ängstlich schützen und auch für die Pflege und Aufzucht der Brut sorgen.

Aber da ist noch eine weitere Gruppe von Bienen anzutreffen, nämlich die Drohnen, die Männchen im Staate (sie müßten deshalb eigentlich der Drohn heißen). Diese Männer haben nichts zu tun und sind richtige Faulpelze. Sie können sich nicht einmal hinreichend ernähren und würden elendig zugrunde gehen, wenn sie nicht von den Arbeitsbienen von Zeit zu Zeit den stickstoffhaltigen Futtersaft als Ergänzung der Honignahrung dargereicht erhielten.

Trotz ihrer Faulheit ist die Drohne ein ganz wichtiges Tier im Bienenstaat. Sie hat eine einzige Aufgabe zu erfüllen, die darin besteht, die Königin zu befruchten. Dazu unternimmt die junge Königin an einem schönen Sommertage einen Hochzeitsflug und läßt sich in der Luft von einer Drohne begatten. Die Drohne stirbt und die Königin fliegt allein weiter zu ihrem Volk.

Die befruchtete Königin hat von der Drohne etwa 200 Millionen männliche Samenfädchen mitbekommen, die sie in einer besonderen Blase in ihrem Körper aufbewahrt. Diese Samenfäden bleiben befruchtungs- und lebensfähig. Die meisten Eier, die die Königin ihrem Volke schenkt, werden von einem solchen Samenfaden aus ihrer Vorratskammer befruchtet. Daraus entstehen dann wieder Arbeiterinnen und bei besonders guter Pflege und reichlicher Fütterung der Larven Königinnen. Und nun das Merkwürdige: Die Königin legt auch Eier, die aus einem noch unbekannten Grunde nicht von einem solchen Samenfaden befruchtet worden sind. Solche Eier dürften den biologischen Gesetzen nach nicht zur Entwicklung kommen. Aber die Natur schlägt uns hier ein Schnippchen und läßt aus diesen Eiern doch Lebewesen entstehen, nämlich Drohnen.

Damit unterliegen also die Drohnen ganz ungewohnten Verwandtschafts- und Vererbungsgesetzen. Da sie aus unbefruchteten Eiern hervorgegangen sind, können sie also keinen Vater haben. Aus dem gleichen Grunde bringen sie natürlich auch keine Erbeigenschaften des Vaters mit, sondern nur solche der Mutter. Aber dafür stehen die Drohnen in engster Beziehung zum Großvater. Ist doch die Mutter der Drohne immer als Produkt von Königin und Drohne aus einem befruchteten Ei hervorgegangen und enthält somit Erbmerkmale von ihrer Mutter und von ihrem Vater. Erbfaktoren von beiden Eltern gehen nun auch in die nächste Generation über, damit also auch auf die aus einem unbefruchteten Ei entstehende Drohne. Sie kann also nur Erbmerkmale von Mutter und Großeltern besitzen, nicht aber solche eines Vaters.

Diese sonderbaren Verwandtschaftsverhältnisse haben die Drohnen zu einem interessanten Forschungsgegenstand der Biologie gemacht. Man kann an den Drohnen bestimmte Erbgesetze kennenlernen, wie sie bei anderen Lebewesen nicht festzustellen sind. Auch in der praktischen Bienenzucht macht man sich diese Erkenntnis zunutze. Ein Imker wird eine Königin niemals länger als zwei Jahre ihrem Volk belassen. Danach besteht die Gefahr, daß der Vorrat an Samenfäden aus ihrer Befruchtung aufgebraucht ist und sie nur noch unbefruchtete Eier absetzt, die sich zum Entsetzen des Bienenvaters zu lauter Drohnen entwickeln würden. Der „Weisel“ ist „drohnenwütig“, stellt der Imker fest und wechselt die Königin aus, denn die freßbegierigen, notorischen Faulenzer im Bienenstaat sind in zu großer Anzahl höchst unerwünscht. Und noch etwas können wir daraus lernen: Auch in dieser Abweichung von der Grundregel der Natur, daß jedes Lebewesen einen Vater hat, wird ein geheimnisvoller, ordnender Wille sichtbar, der dahin wirkt, daß nur verhältnismäßig wenige Männchen erzeugt werden, die im Bienenstaat für die Erhaltung der Art völlig genügen.

Bruno Baege

An meine Kameraden!

Bei der Schriftleitung der SS-Leithefte kommen täglich Briefe der Frontkameraden an, in denen alle möglichen Fragen gestellt werden. Die Kameraden wenden sich an uns mit ihren persönlichen Sorgen und Nöten, und wir sind gern bereit, mit Rat und Tat Abhilfe zu schaffen, wo es möglich ist.

Dazu zunächst grundsätzlich: Es ist sehr erfreulich, daß die SS-Leithefte zu einem wirklichen Band zwischen Front und Heimat geworden sind, und wir werden alles tun, dieses Band immer fester und inniger zu gestalten. Die SS-Leithefte sollen nicht etwa nur unterhalten oder belehren, sondern sie sollen allen SS-Kameraden einen festen Halt bieten in ihrem schweren Kampf und Bausteine unserer religiösen und politischen Lebensanschauung geben. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier auf Einzelfragen einzugehen. Diese werden, wie seither, in unmittelbarem Briefwechsel mit den Kameraden erledigt. Soweit es sich aber um Fragen grundsätzlicher Art handelt, die für alle Bedeutung haben, sollen sie hier besprochen werden. Es tritt zum Beispiel die Frage auf, ob man sich jetzt schon für die *Ostsiedlung* bewerben könne oder müsse. Nach einer Mitteilung des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums in Berlin sollen Kriegsteilnehmer während des Krieges sich nicht für den Osten bewerben. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß nach dem Kriege eine genügende Anzahl von Objekten den Kriegsteilnehmern zur Verfügung steht. Andere Kameraden wollen wissen, wie die Frau daheim, die ein Kind erwartet, eine SS-mäßige, schöne *Geburtsfeier* der Familie vorbereiten könne. Dazu sei bemerkt, daß das SS-Hauptamt im August ein monatlich erscheinendes Heft „Die Feier" herausgeben wird, in dem praktische Anweisungen und Ratschläge für die Gestaltung von Feiern der Sippe (Lebensfeiern) gegeben werden. Das Heft ist durch das SS-Hauptamt, Berlin W 35, Lützowstraße 48/49, zu beziehen.

Eine große Sorge bereitet vielen Kameraden die *Betreuung der Frauen* der Kameraden, die auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Bei jedem Oberabschnitt der SS befindet sich ein Führer, der sich mit dieser Aufgabe befaßt. Die Kameraden dürfen beruhigt sein, es wird alles getan, daß die Frauen und Hinterbliebenen der Gefallenen nicht allein stehen. Es ist unsere heilige Pflicht, die Kameradschaft der SS-Angehörigen in jeder Lebenslage praktisch zu pflegen. Die SS will zeigen, daß sie, dem Willen des Reichsführers-SS entsprechend, nicht ein Männerbund ist, sondern eine Gemeinschaft aller Angehörigen, auch der Frauen und Kinder der SS-Männer. Wir werden im nächsten Rundbrief auf weitere grundsätzliche Fragen eingehen und nehmen Anregungen gern entgegen.

Der Schriftleiter der SS-Leithefte

Sudetenland

ein Brückenbogen nach dem Osten

Die „böhmischen Wälder" haben den angeblichen „Kessel Böhmens" im Denken unseres Volkes beinahe abgeschlossen, während doch diese Kette eigenfarbiger Landschaften mit dem gesamtdeutschen Schaffen aufs engste verwoben war. Ein Voitersreuth oder Konradsgrün, ein Ullersdorf oder Würbental und all die anderen Rodungsdörfer und -städte haben seit fast 800 Jahren den breiten Waldgürtel am Fuße und an den Flanken des großen Gebirgsbogens aufgelockert. Vom Thüringer Wald spannt er sich mit dem Erzgebirge, Riesengebirge und Altvater bis zu den Karpaten. Selbst der Böhmerwald, der eigentliche Querriegel innerhalb des von West nach Ost flutenden deutschen Lebens, ist schon seit der Zeit, da die Hohenstaufen im Egerland die Landschaften Böhmens mit dem alten Reichsboden verwoben, auch von der böhmischen Seite her deutsches Siedelland geworden. Bauern und Glasmacher, Bergknappen und Stadtbürger haben so neben den vorwiegend tschechischen Teilen der Länder einen geschlossenen deutschen Boden geschaffen, das Sudetenland. Von den sechs alten Stämmen des Reiches haben mindestens vier hier unmittelbar Menschen eingesetzt. Zu den reichen Dörfern des Egerlandes waren die Einschichten des Böhmerwaldes wie die Waldhufendörfer an den Gebirgsbächen des Erzgebirges hinzugewachsen und die Berghäuersiedlungen an den Zinn- und Silberadern. Das üppige Elbetal und der rote Hopfenboden des Saazer Beckens haben den erfindungsreichen Gebirglern in den kargen Tälern ostwärts der Elbe nachbarschaftlich zur Seite stehen können. Die Schönhengster Bauern auf den großen Höfen und die selbstbewußten Teßtaler haben mit den Waldbauern und Holzarbeitern rings um den Altvater und im Gesenke zusammengearbeitet, und im Gartenland des Olmützer Beckens kam ebenso wie in der Odersenke und im Kuhländchen ein gut Teil Bauernlandes in die deutsche Hand.

Von den ersten deutschen Bürgern Prags, die dem Przemyslidenherzog den Freibrief abgerungen hatten, wurde das wache Reichsbewußtsein über die dem Reiche „allzeit getreuen" Städte wie das Reichspfand Eger, Brüx (unter den Brüdern Gorenz) oder die deutsche Ordensstadt Troppau, an denen Hussitenstürme zerbrachen, weitergegeben. Von den reichsbewußten Herren von Schlick auf Elbogen und Joachimsthal führt die Tradition zu Wallenstein, den Herzog von Friedland, der als Generalissimus die Erneuerung des Reiches auf Kosten des habsburgischen Territorialstaates entwarf, und dafür auf Geheiß des Hofes von einem englischen Offizier in Eger niedergestoßen wurde. Es war wohl einer der nachhaltigsten Schläge, die dieses Deutschtum trafen, als nach der Schlacht am Weißen Berg Kaiser Ferdinand die trotzig lutherischen Bürger und nahezu den ganzen deutschen Adel des Landes verwies. Bis zum Sturmjahr 1848 dauerte es nun zwei Jahrhunderte, da konnten die spanischen, schottischen, welschen, tschechischen und anderen neuen Grundherren wohl am Wiener Hofe Deutsch lernen, aber nicht

Führer in dieser Volksgruppe werden; die mußten in dem Sudetendeutschtum selbst heranwachsen.
Zwei Wesenszüge hat dieses Siedlungsland, das da auf halbem Weg nach dem weiteren deutschen Osten liegt, in seinen Menschen besonders geweckt, und weder der tschechische Nachbar noch die wechselnde wirtschaftliche Ergiebigkeit des Gebirgsbodens haben diese Widerstandskräfte zur Ruhe kommen lassen. Das eine Mal galt es, nach den hussitischen und anderen Rebellionen die ganzen böhmischen Länder immer wieder in das Gefüge des Reiches einzubauen, Handel und Wandel einzurichten. Das andere Mal galt es, die neu entdeckten Erzadern zu erschließen, nach ihrem Versiegen den Weg in neue Handwerke, vor allem in die Weberei, zu finden und schließlich aus den zahllosen Gebirgswebern, aus den Glashütten und über Heilquellen und Kohlenflözen Industrien und einen Wirtschaftskörper aufzubauen, um das fehlende Brot kaufen zu können. War das Brot nicht im Lande und im Südosten der österreichischen Monarchie zu finden, dann erschlossen sie sich die Weiten der Welt, wenn es sein mußte, selbst als deutsche Musikanten. Die einsamen Waldtäler und selbstbewußten Kleinstädte haben ein volkhaftes Kulturschaffen entwickelt, das vom Reichtum des Egerländer Fachwerkhauses bis zum unerschöpflichen Volksliederschatz des Kuhländchens reicht. Die unermüdliche Formenfreude der „nordböhmischen" Glasmacher und der „westböhmischen" Porzellanformer weist aber ebenso auf jenes schöpferische Handwerkertum hin, das aus dem Nebeneinander fränkischen wie schlesischen Wesens gewinnt und aus diesem Erbgut dem gesamtdeutschen Schaffen dauernde Werte brachte. Wie gewaltig der Einschmelzungsvorgang gewesen ist, der Menschen aus den verschiedenen deutschen Stämmen auf diesem Boden schon im Mittelalter geistig gesamtdeutsches Reichsland schaffen ließ, dafür ist wohl das Streitgespräch des Ackermanns mit dem Tod, das der Egerländer Magister Johannes um 1400 als Stadtschreiber in Saaz niederschrieb, die stärkste Urkunde in der neuhochdeutschen Sprache.
In den Zeiten kulturbewußter Kaiser auf der Prager Burg waren diese Landschaften die Blutspender der deutschen Stadtinsel in der tschechischen Binnensee. Sie bewahrten aber ihre vielfältigen Bindungen mit den Gauen des Reiches und damit ihre kulturelle Sonderentwicklung neben der Prager Hofkultur. Nur so ist zu verstehen, welch bedeutungsvolle Einbruchsstellen in den schwarz-gelben Grenzmauern die großen Badeorte der Goethezeit, Marienbad, Karlsbad und Teplitz, damals für das Hereinfluten der deutschen Bewegung wurden. Die letzten hundert Jahre, die seit dem Ausmarsch der Freikorps aus den böhmischen Wäldern gegen Napoleon vergangen sind, erlebten hier das Aufwachsen des politischen Bildes von der Volksgemeinschaft zu einem den alten Staatsgedanken sprengenden Glauben. Während in diesen „böhmischen Landschaften" deutsche Künstler wie C. D. Friedrich und Adalbert Stifter die Ursprünglichkeit völkischen Lebens entdeckten und diese „Romantik" dem gesamtdeutschen Volke erschlossen, sammelte sich das Sudetendeutschtum politisch und wirtschaftlich zu jener Grenzmark, die inmitten des staatlichen Zerfalles Südosteuropas und seiner habsburgischen und französisch-tschechischen Konstruktionen einer der unerschütterlichen Pfeiler für das kommende Großdeutsche Reich wurde.

Kurt Oberdorffer

Lied der Sudetendeutschen

Als Säer wir kamen
in saatlose Wildnis,
es quollen die Schollen
von unserem Pflug.

Wir fällten viel Bäume,
wir hellten die Räume,
wir schufen dieses Land,
das die Heimat uns trug.

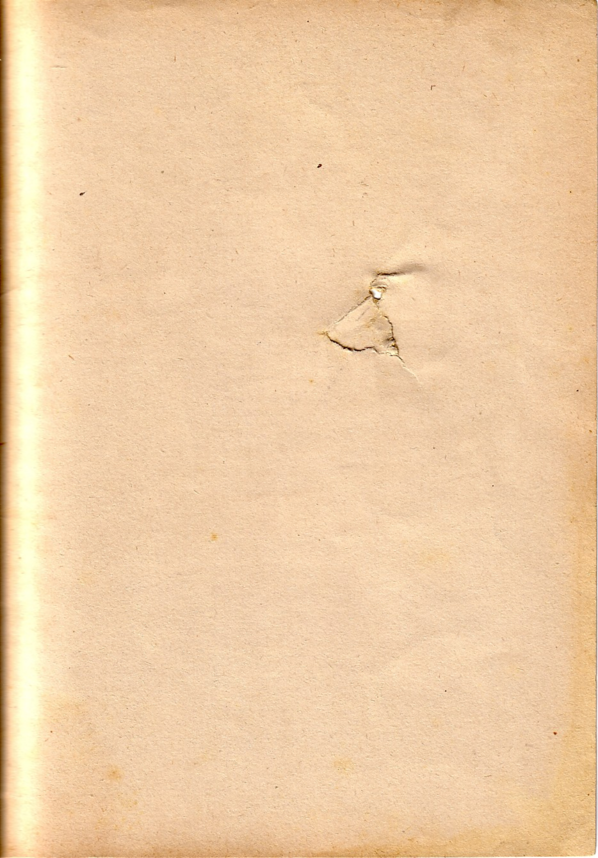
Wir drangen ins Herze
den Bergen um Erze,
wir gruben und huben
viel Reichtum hervor.
Die Esse erlohte,
es stiegen die Schlote
noch übern höchsten Turm
deiner Dome empor.

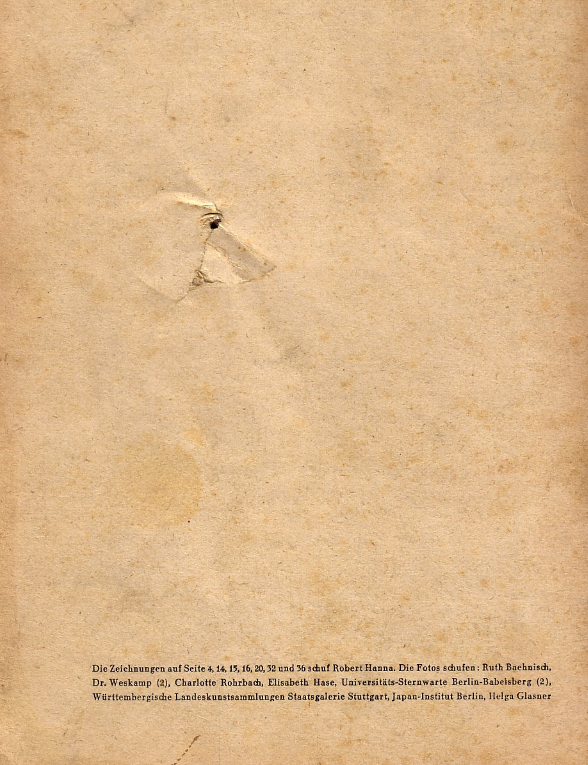
Wir schafften und rafften,
vergessen des Geistes,
da traf uns, o Herr,
deine richtende Hand!
Nun sehn dein Gebot wir,
nun danken der Not wir
und beten nur um eins:
Herr, schirm unser Land!

WILHELM PLEYER



WIE HIER IN DEN BESKIDEN IM SUDETENLAND SO PRÄGT DER DEUTSCHE ÜBERALL DER LANDSCHAFT SEINE ZÜGE AUF





Die Zeichnungen auf Seite 4, 14, 15, 16, 20, 32 und 36 schuf Robert Hanna. Die Fotos schufen: Ruth Baehnisch, Dr. Weskamp (2), Charlotte Rohrbach, Elisabeth Hase, Universitäts-Sternwarte Berlin-Babelsberg (2), Württembergische Landeskunstsammlungen Staatsgalerie Stuttgart, Japan-Institut Berlin, Helga Glasner